

Lebenserinnerungen aus der Zeit des Kirchenkampfes

VON CASPAR VON SCHÖNBERG †

EINLEITUNG

Durch Vermittlung der Nachkommen von Caspar von Schönberg und der Verbindungen von Frau Gisela von Preradovic zur Familie wurde dem Verein für Schlesische Kirchengeschichte der folgende Auszug aus den Lebenserinnerungen zur Verfügung gestellt. Die Abschrift des Textes auf PC und einige stilistische Glättungen oder erläuternde Ergänzungen in eckigen Klammern stammen ebenfalls von Frau Preradovic. Die Redaktion dankt der Familie und Frau von Preradovic ganz herzlich für die Erlaubnis und Vorbereitung des Abdrucks.

Herr von Schönberg lebte in Wasserjentsch, das zur Gemeinde Domslau, Kirchenkreis Breslau-Land gehörte. Als sich die Gemeinde 1920 um eine Wiederbesetzung des schon 1905 eingerichteten Vikariates bemühte, gab man folgende Beschreibung: »Die Parochie Domslau liegt vor den Toren von Breslau. Sie zählt rund 4500 Seelen in 13 Orten, die bis zu 6, 3 Kilometer von dem zentral gelegenen Pfarrer entfernt sind. Die ausreichende Versorgung der großen Parochie durch einen Geistlichen war dauernd umso weniger möglich, als die Bevölkerung zu einem erheblichen Teil aus Industriearbeitern und ihren Familien besteht, die – mit einer Seelenzahl von reichlich 1000 – in der Landgemeinde Koberwitz wohnen und größtenteils in Breslau arbeiten«¹. Von einem positiven Ausgang dieses Antrags verlautet in der Akte nichts, so daß die Arbeit wohl weiter von einem Pfarrer getan werden mußte.

Herr von Schönberg war Mitglied des Gemeindegemeinderates in der Zeit des Dritten Reiches, auf die sich dieser Auszug bezieht. Er wußte sich der Bekennenden Kirche verbunden, und zwar der mit Bischof Zän-

1 EZA Berlin 7/14386.

ker verbundenen Christophori-Synode, nicht der jede Zusammenarbeit mit dem Staat ablehnenden Naumburger Synode. Eindrücklich werden die Pfarrer in diesen Jahren charakterisiert. Herr von Schönberg arbeitete in der christlich-deutschen Bewegung mit, die nicht mit den Deutschen Christen (DC) zu verwechseln ist. »Die Christlich-Deutsche Bewegung war 1930 vom Provinzialjugendpfarrer Walter Wilm in Dölgelin (Mark) und Gutsbesitzer v. Kleist-Schmenzin in Verbindung mit Hofprediger Bruno Doehring (Berlin) und Kreisen des Stahlhelms gegründet worden [...] Professoren wie Paul Althaus, Emanuel Hirsch und Heinrich Bornkamm gehörten zur Christlich-Deutschen Bewegung. 1932 übernahm der mecklenburgische Landesbischof D. Heinrich Rendtorff die Leitung. Der Charakter der Christlich-Deutschen Bewegung war stark von der konservativen Note der Deutschnationalen Volkspartei bestimmt. Eigene partei- und kirchenpolitische Betätigung wurde für die Christlich-Deutsche Bewegung abgelehnt². Er gibt hilfreiche Informationen über deren Arbeit in Schlesien. Ferner war er maßgeblich an dem Aufbau von Laienpredigern oder Lektoren beteiligt und bietet selbst ein treffliches Beispiel für die Zivilcourage dieser Prediger.

Zur Einführung drucken wir den von der Tochter Marie-Adelheid von Schönberg verfaßten Lebenslauf ihres Vaters ab:

»Caspar v. Schönberg wurde am 4. Mai 1878 in Wasserjentsch (später auch »Schönwasser«), Kreis Breslau als siebtes von zehn Kindern geboren. Seine Reifeprüfung absolvierte er an der Fürstenschule St. Afra in Meißen. Er studierte an den Universitäten Freiburg, München und Leipzig Rechtswissenschaften. In Leipzig bestand er am 12. 1. 1903 die Referendarprüfung, der 1907 das Assessorexamen folgte. Er war dann an den Amthauptmannschaften Leipzig und Dresden-Neustadt, im Sächsischen Evangelisch-Lutherischen Landeskonsistorium, im Königlich-Sächsischen Auswärtigen Dienst und von 1914 bis 1916 als Zivilkommissar für den Kreis Nivelles bei der deutschen Zivilverwaltung in Belgien tätig.

Nach dem Zusammenbruch 1918 verließ er den Staatsdienst und übernahm 1919 die Verwaltung seines Gutes Wasserjentsch in Schlesien. Von dort flüchtete er am 27. Januar 1945 vor der heranrückenden Front. Anfang Februar erreichte er sein Gut Bornitz, Kreis Oschatz in

2 Kurt MEIER, Die Deutschen Christen. Das Bild einer Bewegung im Kirchenkampf des Dritten Reiches. 3. Aufl. Göttingen 1967.

Sachsen. Es gelang ihm auch, einen Teil seiner Wasserjentscher Gutsarbeiterfamilien dorthin umzusiedeln. In Bornitz erlebte er die russische Besetzung und wurde enteignet. Am 22. Dezember 1945 wurden er und seine Frau durch die Sowjetkommandantur Oschatz nach Collmb bei Oschatz ausgewiesen. Er kam dann über das Flüchtlingslager Oelsnitz im Vogtland am 4. 9. 1946 nach Essingen bei Aalen/Württ., wo er sich in den Jahren 1950/51 mit seiner Frau eine neue Bleibe schaffen konnte. Er wurde in den Kirchengemeinderat und in die Kreissynode Aalen gewählt. Er starb am 21. September 1966.

Caspar v. Schönberg war seit 1911 verheiratet mit Sybilla Sahrer v. Sahr. Aus der Ehe stammten vier Söhne und eine Tochter. Zwei Söhne fielen dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer, einer starb im Jahre 1958 als Hauptmann der Bundeswehr«.

Herr von Schönberg hat seine Aufzeichnungen in den fünfziger Jahren am Ort seiner neuen Heimat Essingen/ Ostalbkreis, Kreis Aalen niedergeschrieben. Der hier wiedergegebene Auszug setzt mit der Wahl des neuen Pfarrers Kurt Nonnast ein, nachdem Pfarrer Lic. Hugo Berger in den Ruhestand getreten war.

Dietrich Meyer



[...] Für den neuen Pastor mußte das Pfarrhaus [in Domschau] von Grund aus vorgerichtet werden, da sein Amtsvorgänger sich in seiner achtunddreißigjährigen Amtszeit jeder Erneuerung widersetzt hatte.

Der Zeitpunkt war günstig. Der Amtswechsel fiel in die ersten Monate nach der Machtergreifung Adolf Hitlers, als dieser und daher auch dessen Partei, eine starke Kirchenfreundlichkeit zur Schau trug. Der Magistrat der Stadt Breslau, der als Kirchenpatron 66% aller Kosten zu tragen hatte, zeigte sich ungeheuer großzügig, wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß der damals noch amtierende demokratische Oberbürgermeister Wiesner ein streng kirchlicher und positiv christlicher Mann war, woraus er auch nie ein Hehl machte, eine bei den Demokraten in Ostdeutschland äußerst seltene Erscheinung.

Ich habe damals mit Oberbürgermeister Wiesner wegen Ausübung des Vorschlagsrechts Fühlung genommen. Er zeigte sich sehr interessiert, ging aber davon aus, daß in der Kirchengemeinde die örtlichen Bedürfnisse bekannter sein dürften, als in dem mit seinen eigenen Dingen beschäftigten Breslau. So überließ er mir, da sich unter den Bewer-

bern kein Breslauer Kind befand, den Geeignetsten ausfindig zu machen und ihn zur Präsentation an den Kirchenvorstand vorzuschlagen. Der Herr Bischof empfahl mir besonders Pastor Nonnast³ aus Markt-Bohrau. Mit den Kirchenvorstandsmitgliedern Riediger und Lehrer Kleinert aus Lohe besuchte ich ohne sein Vorwissen einen Gottesdienst in der dortigen Kirche, wobei uns seine Predigt, würdige Haltung und vor allem auch die herrschende Kirchenzucht großen Eindruck machte und bei einer nachfolgenden Begegnung das Entsetzen der Gräfin Seydlitz, der Mutter des Patronatsherrn, über den sofort erkannten Zweck unseres Besuches in der Überzeugung nur bestärkte, den geeigneten Mann gefunden zu haben. Die Wahl erfolgte einstimmig unter Verzicht auf jede weitere Probepredigt anderer Bewerber.

Nonnast war Hochkirchler, d.h. er legte großes Gewicht darauf, daß der Gottesdienst sich in feierlichsten Formen vollzieht. Es gelang ihm sofort, die in Domschlau schon in meiner Kindheit herrschende und meinen Vater ärgende Unsitte abzuschaffen, daß Kirchenbesucher erst nach beendeter Liturgie während des Hauptliedes eintrafen. Ohne alle Schwierigkeiten war mit einem Male die Gemeinde bei Beginn des Eingangliedes versammelt. Er führte ein, daß Geistlicher und Gemeinde das Glaubensbekenntnis und Vaterunser allsonntäglich gemeinsam im Gottesdienst in angemessenem Tempo sprachen. Ja, er ließ das Vaterunser wohl als einer der ersten in Schlesien von der Trauergemeinde am Grabe mitsprechen, eine eindrucksvolle Sitte, die besonders bei den in Schlesien üblichen großen Bauernbeerdigungen die Gemeinde in ernster Andacht zusammenhielt, während bisher die Gefahr bestand, daß bei weiterer Entfernung vom Grabe die Fernstehenden teilnahmslos wurden oder sogar sich unterhielten und Unruhe veranlaßten.

Ich habe mich immer gewundert, wie willig Kirchenvorstand und Gemeinde all diesen Anregungen folgten, und dieses gerade in der Zeit des Kirchenkampfes, wo viele glaubten, durch Vermeidung alles Aufsehens der Kirche am besten zu dienen. Es war mir dies immer ein Beweis dafür, daß der Mensch und besonders der zu gemütvoller Innerlichkeit neigende Schlesier sich nicht nur durch die Auslegung des Wortes in seiner Erkenntnis angesprochen, sondern auch in seinem Gemüt und Willen zur Betätigung in Gebet und Lob aufgerufen sehen will. Eine von Nonnast gehaltene Liturgie mit dem »Ehre sei dem Vater und dem

3 Kurt Nonnast, *5.12.1895. ord. 6.1.1922, Pfarrer in Markt Bohrau, Superintendenturvertreter in Frankenstein 1.7.1942.

Sohne und dem heiligen Geiste«, mit dem wechselseitigen Gruß zwischen Geistlichem und Gemeinde am Anfang und dem dreimal »Heilig« des großen Lobgesangs am Schluß ergriff in ihrer Würde und Wärme an jedem Sonntage immer wieder bis in die tiefsten Tiefen, und seine bis ins letzte durchdachten Predigten geleiteten einen dann nicht nur auf dem halbstündigen Heimweg durch die schönen Felder mit dem Blick auf Park und Schloß, sondern noch weit in die Woche. Wenn heute unter dem Einfluß von Karl Barth die Wortverkündigung mehr denn je zum Kernpunkt mancher evangelischer Gottesdienste gemacht wird, so hat das gewiß sein gutes Recht, birgt aber die große Gefahr, daß der Gottesdienst zur einseitigen Verstandesübung wird. Von ihren Uranfängen an hat sich aber die christliche Gemeinde in ihren Versammlungen mit Gebet, Lob und Dank Gott genah, nach dem Vorbild, das ihr der Heiland im Vaterunser und im Lobgesang Markus 14, 26 gegeben hatte. Gebet, Lob und Dank kommen aber nicht aus dem Verstand, sondern aus dem Herzen und Glauben und sollten deshalb in Liturgie und Kirchenlied ihren Platz auch im evangelischen Gottesdienst behalten.

Mit Nonnast erlebte die Gemeinde die heißeste Zeit des Kirchenkampfes. Bei den von oben angeordneten kirchlichen Wahlen brachten die »Deutschen Christen« nur zwei ihrer Kandidaten durch, obgleich auch hier bei der Stimmabgabe die simple Erwägung: ich bin deutsch und Christ, also Deutscher Christ, vielfach zu falschen Schlüssen geführt hatte. Die Gewählten fühlten sich mehr als Vertreter der nationalsozialistischen Partei und Diener im »unbedingten Gehorsam« denn als Vertreter einer kirchlichen Gruppe. Einer von ihnen, Inspektor Neuhaus aus Domslau, Sohn einer streng kirchlichen Elberfelder Großindustriellenfamilie, berief sich bei Anträgen und Abstimmungen immer auf die Forderungen der Partei, drang aber nicht durch und ließ es dann dabei bewenden. Wie mir später Dr. [med.] Schüller, der als Volljude in Domslau viel zu leiden hatte, sagte, stehe Neuhaus innerlich der Partei durchaus kritisch gegenüber und benutze seine Mitgliedschaft [in der Partei] oft dazu, Ausschreitungen entgegenwirken zu können.

Der andere, Bauer Rossig aus Zaumgarten, bisher nie hervorgetreten, war wesentlich ruhiger und leistete ihm keine Gefolgschaft, ja schließlich stimmte er sogar bei einer Ersatzwahl gegen den wohl kirchlich neutralen, von Neuhaus vorgeschlagenen Heinz v. Studnitz-Magnitz für den als bekennnistreu bekannten Bauern Friedrich Lindner, den ich nominiert hatte. Studnitz kam dann erst später in den

Kirchenvorstand, als niemand mehr in Schlesien von »Deutschen Christen« sprach. Die Anregung ging damals von mir aus, Studnitz hat mir aber nie verziehen, daß ich mich nicht von vornherein für ihn einsetzte.

Nonnast selbst war Reserveoffizier des ersten Weltkrieges und Ritter des EK I. Klasse, hatte wie so viele junge Deutsche vor der Machtergreifung Sympathien für die Nationalsozialisten gehabt, war aber nicht Parteimitglied geworden. Als er nach Domschau kam, stand er zur Partei schon recht kritisch. Seiner Natur nach war er ein Mann des Friedens. Aber er gehörte zu den 180 schlesischen Geistlichen, die verhaftet wurden, weil sie am 17. März 1935, am Sonntag Reminiscere, die Abkündigung des Bruderrats gegen die Deutschen Christen von der Kanzel verlesen oder sich mit den Verlesern solidarisch erklärt hatten.

Er kannte in seiner Bekenntnistreue keine Menschenfurcht, sobald ihn die Verhältnisse zwangen, Stellung zu nehmen. Das bekundete er deutlich nach meiner Verhaftung am 29. November 1933. Damals, weiter als Konfirmator unserer Kinder Marie-Adelheid und Hanns-Heinrich und am Schluß seiner Amtszeit in den Herbstmonaten des Jahres 1941, als unser Christoph schwer verwundet erst im für uns unerreichbaren Gomel, später in Berlin lag, und dann, als er ihn am 12. Dezember 1941 in Domschau zur letzten Ruhe bettete, trat er uns besonders nahe.

Anfang 1942 folgte Pastor Nonnast einem Rufe als Superintendent nach Frankenstein. Von dort ist er dann im Herbst 1947 als letzter seines Kirchenkreises ausgewiesen worden und wirkt jetzt als Pfarrer in Loh bei Oeynhausen. Seine Frau war eine Tochter des prächtigen, weit über die Grenzen seines Kirchspiels verehrten und geliebten Pastors Otto Iwand⁴ in Jordansmühl, Kreis Nimptsch, und eine Schwester des von den Nationalsozialisten seiner Frau wegen aus rassischen Gründen besonders verfolgten, unerschrockenen Professors der Theologie Hans Joachim Iwand, damals in Königsberg, jetzt in Göttingen. Mit Anmut und Humor fand sie leicht den Weg in die Herzen der Gemeindemitglieder und war besonders in der ersten Zeit ihrem Manne eine treue Helferin, wenn ihn die Zurückhaltung oder der schlechte Kirchenbesuch niederzudrücken drohte.

Ich habe, wenn Nonnast in solchen Stimmungen war, ihm immer nur sagen können, daß ich über die Kirchentreue der Gemeinde, insbe-

4 Otto Iwand, *4.9.1887, ord. 2.10.1897, als Pfarrer eingeführt in die Gemeinde Jordansmühl 1914.

sondere der Bauern erstaunt sei, wenn ich mir ihre kirchliche Betreuung während der letzten 38 Jahre und die Auswirkungen der nahen Großstadt vergegenwärtige. Nonnast hat sich dann sehr bald sehr wohl in Domschau gefühlt und ist sehr schweren Herzens von dort wieder geschieden.

Während der Sedisvakanz erhielt die Verwaltung des Pfarramtes der zweite Geistliche von Hindenburg in Oberschlesien, Pastor Otto Glombitza⁵, der dort in Wahrung des Bekenntnisses mit dem ersten Geistlichen, einem Nationalsozialisten, in Konflikt geraten war. Er war der Sohn eines Hindenburger katholischen Obersteigers und einer evangelischen Mutter. Der Bruder seines Vaters war katholischer Geistlicher und hatte auf ihn in seinen Entwicklungs- und letzten Schuljahren einen starken Druck ausgeübt, um ihn für den katholischen Priesterberuf zu gewinnen, und hatte diesen Druck auch auf Glombitzas Vater ausgelehnt, so daß dieser den Sohn ebenfalls stark bedrängt hatte.

Glombitza aber, wie seine Schwester im Glauben der Mutter erzogen, hielt in großer Treue an diesem fest und hatte daher eine schwere Jugend durchzustehen. Das hatte ihm etwas Kämpferisches und Hartnäckiges gegeben, das ihn in vieler Augen, auch in denen mancher seiner Vorgesetzten, als christlicher Demut entbehrend erscheinen ließ. Glombitza war sich dieser Schwäche bewußt und suchte sie in ehrlichem Ringen mit sich selbst niederzukämpfen. Wir gewannen sein Vertrauen, und er hat mir einmal in einem langen ergreifenden Brief unter Darlegung seines ganzen Werdeganges sein Herz ausgeschüttet.

Das Konsistorium und insbesondere Oberkonsistorialrat Walter Schwarz⁶ wußten, was für eine hervorragende theologische Kraft und welche charaktervolle Persönlichkeit sie an ihm hatten. Sie hätten gern um der Ruhe Willen seinen Konflikt im Hindenburger Kirchenvorstand im Sande verlaufen lassen und Glombitza auf Dauer in Domschau gesehen, wo sich ihm durch die Nähe zu Breslau größere Entwicklungsmöglichkeiten boten. Meine Frau und ich wünschten uns diese Lösung. Wir waren uns durch seine Predigten und die Hilfe, die er uns nach dem Tode unseres Caspars war, sehr nahe gekommen und wußten, daß eine derartige ernste und klare Wortverkündung für eine Gemeinde, beson-

5 Otto Glombitza, *30.5.1908, ord. 19.3.1933, Pfarrer in Domschau 1942, in Breslau St. Salvator 1.12.1944.

6 Über Walter Schwarz, s. Eberhard SCHWARZ, Pro Ecclesia – jenseits der Fronten. Zum Gedenken an OKR D. Walter Schwarz 1886-1957. In: JSKG 65 (1986), S. 7-53.

ders für eine Landgemeinde, eine besondere Gnade war. Aber er selbst wollte erst kommen, wenn sein Konflikt mit seinem Hindenburger Amtsbruder zu seinen Gunsten entschieden war. Er glaubte, dies dem dortigen Kirchenvorstand, der in seiner Mehrheit zu ihm stand, und sich selbst schuldig zu sein, und dies um so mehr, als es sich um seine Heimatgemeinde handelte.

Der Domslauer Kirchenvorstand war geteilter Meinung. Er erkannte ohne weiteres das hohe Niveau der Wortverkündung Glombitzas an und erfreute sich des starken Andrangs zu seinen Gottesdiensten. Aber während der Amtsführung herrschten irgendwelche sachlichen Differenzen zwischen Kirchengemeinde und Kirchenregiment, und der Kirchenvorstand fand wohl nicht ganz mit Unrecht die Diktion der dabei von Glombitza ausgefertigten Schriftsätze der Oberbehörde gegenüber zu scharf. So kam es leider nicht zu seiner Anstellung auf Dauer.

Glombitza kehrte nach Hindenburg zurück, focht dort seinen Strauß siegreich aus und erhielt dann eine sehr ehrenvolle Berufung an die Breslauer Salvatorkirche. Wir freuten uns, dadurch mit ihm in Fühlung bleiben zu können. Aber es sollte anders werden.

Durch seinen Sieg über einen ihrer Männer hatte er sich den Haß der Partei zugezogen. Allen Regeln zum Trotz setzte diese mit seinem Scheiden aus Hindenburg die Einberufung des körperlich zarten Mannes zum Militärdienst – und wenn auch nur zum Heimatdienst – durch. Er hat es schwer ertragen, um so mehr als die Schikane offenbar war. Nach dem Zusammenbruch ging er zu seinem Schwiegervater, einem Rittergutsbesitzer in Thüringen. Er stellte sich der dortigen Landeskirche zur Verfügung und erhielt eine Pfarrstelle in Gera. Dort gelang es ihm, die akademischen Kreise, besonders die Juristen der zahlreichen Behörden durch Vorträge und Diskussionsabende um sich zu sammeln. Er schrieb auch mancherlei theologische Aufsätze, die er mir zum Teil mit Bitte um Stellungnahme schickte. Sie lagen aber vielfach weit über meinem Niveau.

Meine beiden Essinger Geistlichen waren aber ihres Lobes und ihrer Bewunderung voll. Und damit hatten sie offenbar Recht, denn er erhielt noch in Gera einen Ruf als Alttestamentaler an die evangelische Fakultät der Universität Wien. Die österreichische Regierung erlaubte dann aber nicht – wie auch in einem anderen mir bekannt gewordenen Fall – die Berufung eines Theologen aus dem früheren deutschen Reichsgebiet. Bald darauf wurde Glombitza unter einstimmiger Zustimmung

der Geistlichen seiner Diözese als Superintendent nach Friedrichsroda berufen, wo er noch heute amtiert.

An seine Stelle kam nach Domslau Pastor Wendorf⁷. Er war bisher Geistlicher in Rostock gewesen und dort durch Zerstörung seiner Kirche und Zerstreuung seiner Gemeinde infolge der Bombenangriffe arbeitslos geworden. Seine Ausbildung war die eines Missionars. Aber es machte ihm keine Schwierigkeiten, die vom Breslauer Konsistorium geforderten Prüfungen abzulegen. Ich hatte über ihn Auskünfte bei dem Grafen Gerd von Bassewitz-Lühburg, zu dem ich Beziehungen durch seine Schwägerin Gräfin Ida Vitzthum geb. von Beaulieu hatte, und bei Bischof Rendtorff⁸, unter dem ich eine Tagung der christlich-deutschen Bewegung in Neuhardenberg mitgemacht hatte, eingezogen, die günstig lauteten und die er nicht enttäuschte. Graf Bassewitz und der alte, 1942 schon sechsendachtzigjährige Herr erkundigte sich in den nächsten Jahren wiederholt schriftlich nach Wendorfs weiterer Entwicklung. Dieser hatte sich in Rostock eine kurze Zeit für die »Deutschen Christen« interessiert. Das hat Graf Bassewitz stark beunruhigt, aber in seiner Liebe zu ihm nicht wankend gemacht.

Rendtorff hatte einen starken persönlichen Beweis Wendorf'scher Treue erfahren: Kurz ehe dieser nach Domslau kam, war Rendtorffs Sohn als Oberprimaner verhaftet worden, weil die ganze Klasse mit einem Hitlerbild innerhalb des Klassenzimmers, also ohne daß es der Öffentlichkeit bemerkbar wurde, sich einen harmlosen Scherz erlaubt hatte. Der Sohn Rendtorff hatte sich dabei in keiner Weise hervorgetan, sondern von seinem Platz aus mehr die Rolle eines amüsierten Zuschauers gespielt. Man griff aber ihn und einen anderen Pastorensohn heraus und verwies sie beide vom Gymnasium. Der junge Rendtorff aber wurde überdies ins Gefängnis nach Rostock gebracht, in dem Wendorf als Seelsorger wirkte. Ehe er von dort in ein Konzentrationslager kam, ermöglichte Wendorf Vater und Sohn ein heimliches letztes Wiedersehen in der Rostocker Zelle, was ich später durch Wendorf erfuhr.

Bischof Rendtorff lebte damals schon, seines mecklenburgischen Bischofsamtes durch den Staat enthoben, als schlichter Landpastor in

7 Walter Wendorf, *7.4.1902, ord. 19.7.1931, Pfarrer in Domslau ab 1.9.1943 (vgl. seinen Lebenslauf im Anhang).

8 Heinrich Rendtorff, *9.4.1888 in Westerland, 1926 Professor für Neues Testament und Praktische Theologie in Kiel, 1930 Landesbischof in Mecklenburg, 1934 Pfarrer in Stettin, Mitglied des Bruderrates der BK, 1945 Professor in Kiel, †18.4.1960 in Kiel.

der Nähe von Stettin, natürlich unter scharfer Überwachung. Er konnte ein solches Erlebnis natürlich nicht der Post anvertrauen. Er sprach über Wendorf nur von einem Manne von großer Treue, der, wenn er auch nicht alle theologischen Grade habe, für die Ausübung eines Pfarramtes völlig gerüstet sei.

Es war interessant, daß der Mangel des zweiten theologischen Examins die bäuerlichen nicht akademisch gebildeten Kirchenvorstandsmitglieder weit mehr störte als mich, nachdem mir die guten Zeugnisse von Bassewitz, Rendtorff und nach der Prüfung auch von Schwarz vorlagen, obgleich ich ihnen davon natürlich Kenntnis gab. Sie glaubten nicht nur dem Ansehen ihrer Kirchengemeinde einen Volltheologen schuldig zu sein, sondern wollten auch in Predigt und Seelsorge sich und der Gemeinde einen Mann gegenüber wissen, der ihnen die größtmöglichen wissenschaftlichen Garantien bot. Ich habe darin einen Beweis innerer Verantwortung gesehen, der mich erfreute, der aber auch für die Theologen gerade unserer nichtakademischen Bevölkerung gegenüber besonders verpflichtend ist.

Pastor Wendorf hat in Domschlau den Zusammenbruch des deutschen Volkes mit uns herannahen sehen. Am 25. Januar 1945 brachte er seine schwer leidende Frau, die den körperlichen Anstrengungen und den Erregungen eines Trecks nicht gewachsen war, seine Mutter und Kinder nach Görlitz in Sicherheit. Als er selbst so schnell als möglich heimkehrte, war die Gemeinde schon in Richtung Glatz auf der Flucht. Kirche und Pfarrhaus lagen in Trümmern. Er beerdigte auf dem Friedhof eine größere Anzahl deutsche und russische Soldaten, dann suchte er Anschluß an die Gemeinde zu gewinnen, fand diese aber nicht mehr und schloß sich der Gemeinde Wüstegiersdorf als deren Seelsorger an.

Die Gemeinde Domschlau, die sich in der Stunde größter Not von ihrem Pastor dauernd verlassen glaubte, hat ihm das damals sehr verübelt, als sie aber die Zusammenhänge erkannte, dem treuen Mann die alte Anhänglichkeit bewahrt. Der arme Wendorf selbst hat darunter schwer gelitten. Als ich ihn am Schlesiertag 1952 in Hannover traf, erzählte er mir davon und von seinem mühevollen und gefahrenreichen Treck mit den Wüstegiersdorfern durch Böhmen. Viele Bilder des Schreckens waren an ihm vorübergegangen, aber seiner liebevollen Art nach verweilten seine Erinnerungen besonders bei einem Erlebnis, das seiner Besonderheit wegen festgehalten werden soll: Am Gründonnerstag 1945 kamen sie in einen katholischen, tschechischen Ort mit katholischem,

tschechischem Geistlichen und wurden freundlich aufgenommen. Die Bevölkerung erzählte, ihr Pfarrer habe dieses im letzten Gottesdienst angeordnet, weil es sich um christliche Brüder handle, die jetzt in Unglück und Verfolgung seien, wie sie selbst es früher gewesen seien. Wendorf habe darauf dem Geistlichen einen Dankesbesuch gemacht und habe diesem dabei erzählt, daß die Flüchtlinge aus Wüstegiersdorf ihn gebeten hätten, ihnen am nächsten Tage, dem Karfreitag, das Heilige Abendmahl zu reichen. Es fehlten ihm aber Hostien und Wein. Daraufhin habe ihm der Pfarrer sofort Hostien aus seinen Beständen zur Verfügung gestellt und eine Anweisung an den tschechischen Ortsgruppenleiter der [tschechischen] nationalsozialistischen Partei ausgehändigt, auf Grund derer ihm dieser den nötigen Wein lieferte. So habe er am Karfreitag 1945 inmitten einer tschechischen, katholischen Gemeinde mit vom katholischen Pfarrer gestifteten Hostien und vom tschechisch-nationalsozialistischen Ortsgruppenleiter gestellten Wein unter großem Andrang mehreren hundert Flüchtlingen in aller Öffentlichkeit und großer innerer Bewegung aller Teilnehmer eine evangelische Abendmahlsfeier halten können.

Pfarrer Wendorf kam dann mit seinem Treck bis nach Süddeutschland und erhielt zunächst eine Pfarrstelle in der Nähe von Darmstadt, ging dann aber mit seiner Familie aus freiem Entschluß nach Ost-Berlin und übernahm wieder eine Stellung in der Gefängnisseelsorge, einem Arbeitsgebiet, das ihm besonders am Herzen liegt und über dessen Wirkungsmöglichkeiten er bisweilen geradezu beglückte Briefe schreibt. Besonders die vielen politischen Gefangenen findet er seinem Zuspruch sehr aufgeschlossen.

Mit dem evangelischen kirchlichen Leben Schlesiens über die Grenzen der Kirchgemeinde Domschau hinaus kam ich sehr allmählich in Berührung. Zunächst wurde ich in die Kreissynode gewählt. Ich trat dadurch den Geistlichen des Kreises und manchem kirchentreuem Laien nahe. Die Verhandlungen waren lebhaft, aber nach dem bald nach meinem Eintritt erfolgenden Ausscheiden des Superintendenten Koch⁹ (Wirrwitz), fehlte ihnen eine sichere Leitung, und die Geistlichen benützten dies oft zu gegenseitigen Anwitzeleien, die auf die Laien peinlich wirkten.

9 Eugen Koch, *1.10.1868, ord. 10. 2. 1897, seit 1897 Pfarrer in Wirrwitz.

Als der prächtige Superintendent Treblin¹⁰ (Schmolz) die Leitung des Kirchenkreises übernahm, wurde das mit einem Mal anders. Seine Ernennung erfolgte aber erst mit den letzten Kriegsjahren und mußte dem aus politischen Gründen zögernden Konsistorium vom Synodalausschuß der Bekennenden Kirche geradezu abgerungen werden, obgleich der den Ausschlag gebende Oberkonsistorialrat Schwarz ein persönlicher Freund Treblins war. Einmal habe ich in der Kreissynode das Hauptreferat gehabt. Es war wohl das einzige Mal, daß es einem Laien übertragen wurde. Der Grund dafür war wohl, daß meine Schwester Betti Kreisvorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins war und man von vornherein Reibungen mit diesem vermeiden wollte. Es handelte sich um die Einführung des Evangelischen Frauendienstes in Schlesien, eine etwas heikle Angelegenheit, weil einerseits die regere Beteiligung der Frauen am kirchlichen Leben ein dringendes Bedürfnis war, andererseits mit Einführung eines Evangelischen Frauendienstes die Gefahr der Untergrabung der segensreichen Tätigkeit des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz bestand, der nach seiner Satzung zwar ohne religiöse Bindung, tatsächlich aber im Kreise Breslau auf religiöser Grundlage unter meiner Schwester Betti arbeitete und seine zahlreichen Kindergärten und Gemeindegewerkschaften je nach der konfessionellen Zusammensetzung der betreffenden Gemeinden von evangelischen Diakonissen oder katholischen Nonnen leiten ließ. Da aber der Kreis vorwiegend evangelisch war, wirkte sich der Vaterländische Frauenverein im Kreise Breslau also in der Praxis als eine vorwiegend evangelische Einrichtung aus.

Vorsitzende des Evangelischen Frauendienstes in Preußen war die Witwe des bekannten Botschafters Bismarckscher Zeit, Frau v. Keudell¹¹, Hohenlübichow, geb. von Grünhof, Tochter einer morganatischen Ehe eines Herzogs von Württemberg. Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins für Preußen war Dr. med. h.c. Gräfin Agnes Groeben, geb. von Kleist, in Berlin. Beide Damen standen in hohem Ansehen wegen der hingebenden Treue, mit der sie ihres Amtes walteten. Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins für die Mark Bran-

10 Wilhelm Treblin, *10.2.1880, ord. 27.6.1906, Pfarrer in Schmolz 1.4.1910, Superintendent 1.1.1946.

11 Alexandra von Keudell, Leiterin des Ev. Frauendienstes in Preußen, früher Ev. Frauenhilfe.

denburg war die Gräfin Arnim-Spitzenburg, für die Provinz Schlesien die Frau Kronprinzessin Caecilie.

Die Referenten der Kreissynoden, darunter meine Schwester Otti und ich, sollten unter Vorsitz des Herrn Bischofs Zänker¹² vom Hauptgeschäftsführer des Evangelischen Frauendienstes, einem Pastor Moeller¹³, in einer Tagung in Breslau angeleitet werden. Moeller griff dabei den Vaterländischen Frauenverein als eine Organisation gesellschaftlichen Strebentums unter Protektorat der Kaiserin an, wobei er im Bestreben, witzig zu sein, sich auch zu taktlosen Bemerkungen über die »regierenden Gräfinnen« von Arnim-Boitzenburg verleiten ließ, die selbstverständlich in der Mark den Vorsitz haben müßten.

Wir waren eine Versammlung von etwa hundert Personen. Ich kannte in ihr nur Otti, die Vertreterin des Landkreises Liegnitz, und Frau Landrat v. Müller geb. v. d. Marwitz, die Vertreterin des Kreises Bunzlau. Wir saßen weit von einander, aber ich merkte bald, daß sie meine steigende Empörung über Ton und Inhalt des Moellerschen Referates teilten. Als dieses zur Diskussion gestellt wurde, meldete ich mich sogleich zum Wort.

Ich kochte innerlich, aber es gelangen mir doch einige ruhige Eingangsworte, in denen ich meinen Namen nannte und hervorhob, daß ich auf Bitten der Geistlichen der Diözese Breslau-Land das Referat übernommen hätte, es aber sofort in ihre Hände zurücklegen würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie von mir ein Referat erwarteten, das sich in ganz anderen Gedankengängen bewegte als diejenigen, in die wir soeben von Herrn Pastor Moeller geführt worden seien. Ich sprach dann von der segensreichen Tätigkeit des Vaterländischen Frauenvereins in Schlesien während der letzten drei Jahrzehnte, von der ernsten evangelischen Einstellung seiner Vorsitzenden, deren Namen vielen von uns geläufig seien, und gab meinem Befremden Ausdruck, daß man auch in einem solchen Kreise sich zu scheuen scheine, der verstorbenen Kaiserin in Dankbarkeit zu gedenken, die gerade in ihrer Tätigkeit als Protektorin des Vaterländischen Frauenvereins uns allen ein Vorbild christlichen Lebens gewesen sei. Ich müsse aber auch eine solche Art des Spöttelns über die Gräfinnen Arnim-Boitzenburg zurückweisen, vor dem die eine schon durch das Denkmal, das ihr Stöcker in seinen

12 Otto Zänker, *29.6.1876 in Herzkamp, 1925 Generalsuperintendent für Breslau und Oberschlesien, 1933 Bischof, 1941 amtsenthoben, †1960.

13 Moeller, Leiter des Ev. Frauendienstes.

Erinnerungen gesetzt habe, in einem Kreise von Geistlichen sicher sein sollte. Die beiden anderen seien Schlesierinnen (geb. Gräfinnen Schweinitz aus Bergdorf, Gemahlinnen des Grafen Adolf von Arnim-Boitzenburg, 1832-1897, Mathilde und Helene, Freundinnen meiner Mutter) gewesen. (Helene und eine dritte Schwester, spätere Frau v. Schwichow, waren unter ihren Brautjungfern.) Im Allgemeinen herrschte betretene Stille, als ich aber auf die Kaiserin und die Gräfinnen Arnim zu sprechen kam, wurden einzelne Zurufe laut, die den Vorgang zu bagatellisieren suchten. Dadurch ließ ich mich hinreißen, die Lautstärke meiner Stimme etwas allzu reichlich zu steigern und voller Empörung den Stuhl, auf dem ich gesessen hatte und dessen Lehne ich beim Sprechen in den Händen hielt, bei meinen Schlußworten mit solchem Krach auf den Fußboden zu stoßen, daß ich mich heute noch wundere, daß er heil blieb.

Die Gegenwart des Herrn Bischofs hätte mich daran hindern sollen. Aber von manchen Seiten wurde mir zustimmend zugnickt. Bischof Zänker mußte ja nun wohl oder übel für den als Gast anwesenden Pastor Moeller ein- und mir deshalb entgegentreten. Es war dies unsere erste Begegnung, und sein ganzes Auftreten war so vornehm und bei aller äußeren Zurückhaltung so warmherzig, daß es ihm sofort mein ganzes Herz gewann. Er verteidigte Pastor Moeller nicht. Er war selbst, wie mir einmal der menschlich und wissenschaftlich hochgeschätzte Systematiker der Breslauer Theologischen Fakultät Professor Erich Schäder sagte, »ein Mann von nie versagendem Takt«. Aber er griff auch mich nicht an, sondern er fand Worte großer Verehrung für die Kaiserin, wies aber darauf hin, daß gerade sie auch Protektorin der Evangelischen Frauenhilfe gewesen sei und damit bekundet habe, daß deren Arbeit neben der des Vaterländischen Frauenvereins seine innere Berechtigung habe. Pastor Moeller sprach dann noch einige Worte über seine persönliche Verehrung für die Damen des Hauses Arnim-Boitzenburg. Dann ging man auseinander.

Später haben mir einige Geistliche gesagt, daß mein Auftreten durchaus berechtigt gewesen sei. Zwischen Bischof Zänker und mir ist der Vorfall niemals wieder erwähnt worden. Er wäre auch an sich bedeutungslos, wenn er nicht für mich die erste Begegnung mit Herrn Bischof Zänker gewesen wäre, die zu einer dauernden vertrauensvollen Zusammenarbeit, ja ich darf wohl sagen, zu einem freundschaftlichen Verhältnis führen sollte. Darüber hinaus festigte das Erlebnis aber in mir

die Einsicht, wie gefährlich es gerade für Geistliche ist, in Ansprachen einen scherzhaften oder gar witzigen Ton anzuschlagen. Laien sehen in ihnen auch außerhalb des Gottesdienstes den Verkünder des Wortes und Diener am Altar und erwarten bei jedem Auftreten, zumindest beim Auftreten vor einem größeren Kreis, eine dieser Verantwortung entsprechende Haltung. Schon wenn Geistliche stark oder gar bewußt Dialekt sprechen, berührt das meist peinlich. Wahrscheinlich war Pastor Moeller ein auf seinem Gebiet verdienter Mann, der aber oft in Werbeversammlungen sprechen mußte und sich dabei propagandistische Methoden angewöhnt hatte.

Sehr bald nach diesem Vorfall berief mich Generalsuperintendent a.D. Nottebohm¹⁴, der Vorgänger Zänkers, in den Vorstand der Breslauer Stadtmission. Da Bischof Zänker diesem auch angehörte, nehme ich an, daß es mit seinem Einverständnis geschah. Ich legte aber dieses Amt sehr bald wieder freiwillig nieder. Ich fand in ihm keine rechte Wirkungsmöglichkeit und war für Beschlüsse verantwortlich, deren Tragweise ich nicht übersehen und kontrollieren konnte. Schon damals stand ich Bischof Zänker nahe genug, um mich vorher mit ihm darüber auszusprechen. Er hatte alles Verständnis, besonders als ich ihm sagte, ich hätte das peinliche Gefühl, daß man mich im Vorstand weniger als Mitarbeiter als meinen Namen bei Sammlungen auf dem Lande haben wolle. Bischof Zänker widersprach dieser Auffassung nicht, sondern erbat nur die Erlaubnis, auch diesen Teil meiner Begründung im Vorstand bekannt zu geben. Natürlich erhielt er sie.

Im Vorstand der Stadtmission saß neben mir auch Landeshauptmann v. Thaer, dessen Bruder General Albrecht v. Thaer Generaldirektor des Königs von Sachsen für dessen ausgedehnte schlesische Besitzungen war und in dem Schloßchen Domatschine bei Sibyllenort wohnte. Mit beiden Brüdern Thaer, den Enkeln des berühmten theoretischen und praktischen Landwirts¹⁵ der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und ihren Frauen, zwei Schwestern Walther-Weißbeck aus der Gegend von Halberstadt, wurden wir eng befreundet. Eines Tages erhielten wir eine Einladung nach Domatschine. Der sächsische Kronprinz, Pater Georg, werde über religiöse Gegenwartsfragen sprechen, und die deut-

14 Theodor Nottebohm, *1850, Generalsuperintendent für Breslau und Oppeln 1905-1925, †1931.

15 Albrecht v. Thaer (1752-1828), Professor der Landwirtschaft in Berlin 1810-1818, preußischer Staatsrat.

sche Kronprinzessin und der Geschäftsführer der »Christlich-deutschen Bewegung« Pastor Wilm¹⁶, damals Pastor in Friedersdorf in der Mark, würden zugegen sein. Der Kronprinz und Pastor Wilm sprachen ungewöhnlich gewissensschärfend. Besonders die Ausführungen des Kronprinzen machten durch die Reinheit des Herzens, aus denen sie kamen, und die Liebe und den Ernst, die sie atmeten, großen Eindruck.

In der anschließenden Essenspause bat mich General v. Thaer, durch Wortmeldung die vorgesehene Diskussion beleben zu helfen. Ich sagte das etwas bedenklich meiner Frau. Sie antwortete nur: »Das habe ich nicht anders erwartet!« Das gab mir etwas mehr Mut. Als die Diskussion beginnen sollte, erteilte mir Herr v. Thaer gleich als Erstem das Wort. Die anwesenden Katholiken waren meist junge Geistliche, etwa gleichen Alters wie der Kronprinz, die in Breslau am fürstbischöflichen Stuhl oder der theologischen Fakultät wirkten. Um mit ihnen einen gemeinsamen Boden zu gewinnen, stellte ich zunächst einmal fest, daß der Sinn einer solchen Tagung doch der sein müsse, daß jeder Teilnehmer sich die Frage stelle: Was habe ich nun zu tun, um das Gehörte wirksam werden zu lassen? Für alle Anwesenden sei der höchststehende Mensch die Jungfrau Maria, die gewürdigt worden sei, die Mutter des Heilands von uns allen zu werden, und diese Stellung habe sie auf der ganzen Erde, obwohl uns die Geschichte sehr wenig von ihrer Persönlichkeit überliefere. Das Wesentlichste, das wir über sie hörten, sei wohl eigentlich die Lukas-Stelle: »Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen«. Diese Eigenschaft habe sie befähigt, an ihrem Sohn im Glauben festzuhalten und schließlich sogar unter seinem Kreuz zu stehen. Es heiße also für uns nicht unbedingt sofort eine augenfällige Großtat des Glaubens zu begehen. Dazu fehlten bei vielen die einfachsten Voraussetzungen. Aber wir alle könnten und sollten das Gehörte immer wieder in unserem Herzen bewegen und es in unsere Häuser und unsere Berufe, in ein schlichtes kirchliches Leben tragen und uns ein solches Leben nicht durch die Kritik an Unzulänglichkeiten dieses oder jenes Trägers eines kirchlichen Amtes oder an einer kirchlichen Einrichtung verbauen. Dann werde der Segen für uns und schließlich auch für unser Volk nicht ausbleiben. Ich habe damals die Erfahrung machen dürfen, daß die Verheißung, daß uns im richtigen Augenblick das richtige Wort gegeben sein werde, wirklich gilt. Als ich auf das Katheder stieg und die erwartungsvollen Augen auf mich ge-

16 Walter Wilm, *7.1.1893, 1932 Pfarrer in Dolgelin.

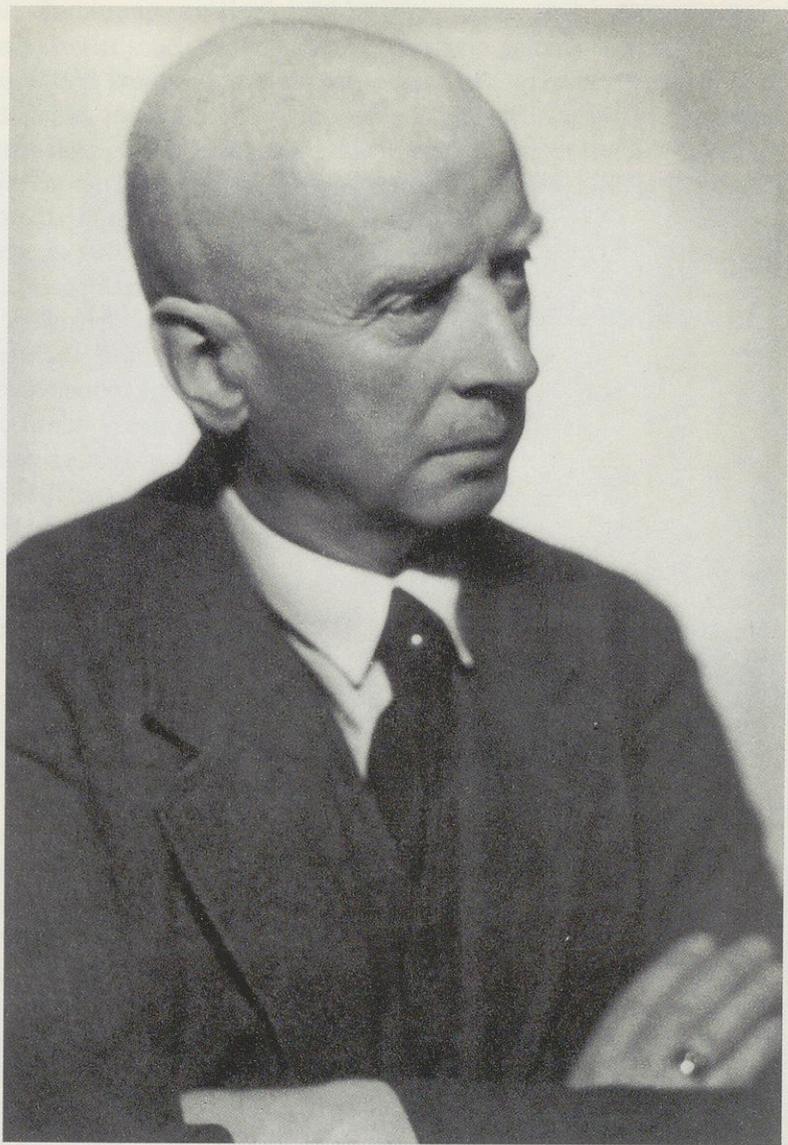
richtet sah, wußte ich eigentlich noch nicht recht, was ich sagen sollte, zum mindesten nicht, wie ich es in Worte fassen sollte. Es überkam mich aber eine solche innere Ruhe, und die in ihrer ganzen Freundlichkeit auf mich gerichteten Augen des Kronprinzen gaben mir eine solche Gewißheit des vorhandenen inneren Kontaktes mit meinen Hörern vom ersten Augenblicke an, daß sich die Worte ganz von selbst fanden. So erntete ich am Schluß eine herzliche, zum Teil bewegte Zustimmung. Auch die Gruppe der jungen katholischen Geistlichen nickte mir freundlich zu.

Daß dieses Auftreten irgendwelche Folgen für mich haben würde, hatte ich nicht gedacht. Wenige Tage darauf erging aber an mich die Bitte der Frau Kronprinzessin, in der auf Schlesien auszudehnenden Christlich-deutschen Bewegung neben Lic. theol. Pastor Noth¹⁷ von der Breslauer Elisabeth-Kirche die Leitung zu übernehmen.

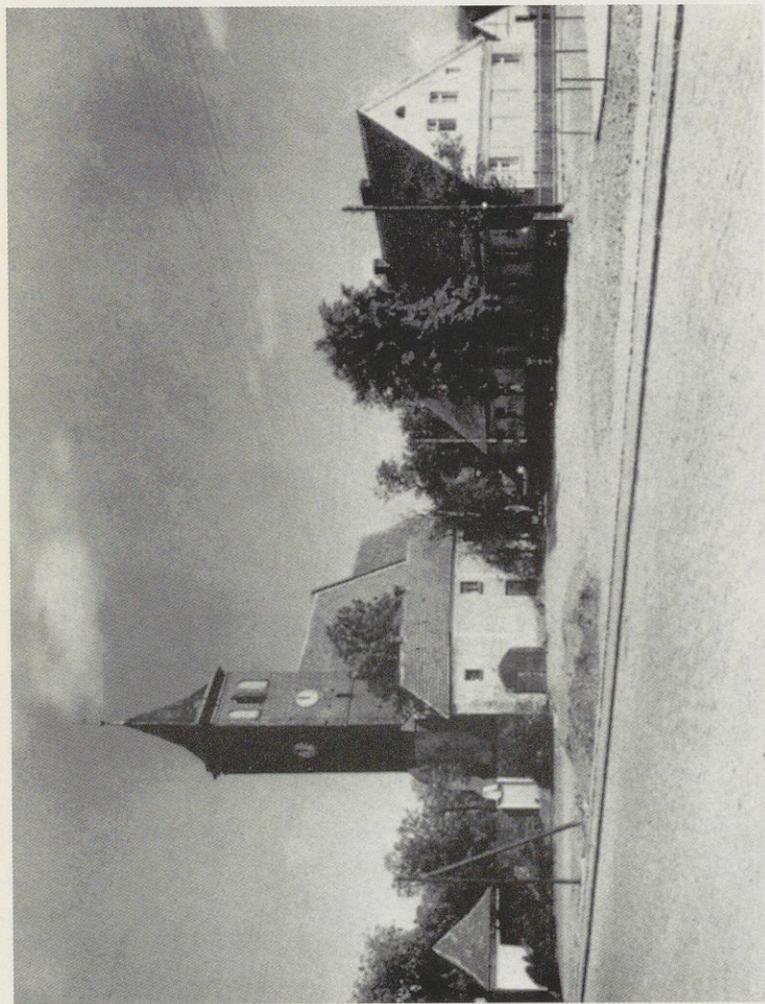
Die Kronprinzessin war als mecklenburgische Prinzessin wohl mit der Christlich-deutschen Bewegung durch deren Vorsitzenden für Gesamtdeutschland, den Bischof Rendtorff von Mecklenburg, bekannt geworden. Das Ziel sollte Erneuerung des deutschen Volkes auf christlicher Grundlage und eine deutsche Politik in christlicher Verantwortung sein. Rendtorff selbst war Stahlhelmer und suchte auch über den Stahlhelm an die Mecklenburger Männer heranzukommen, da besonders auf dem Lande in weiten Teilen Mecklenburgs zwar keine direkte Kirchenfeindschaft, aber eine völlige Kirchenentfremdung herrschte, der weder im Gottesdienst noch in der Seelsorge beizukommen war. Rendtorff selbst erzählte mir einmal, er habe einmal beim Stahlhelm einen gemeinsamen Kirchgang angeregt. Da seien seine Kameraden aufs Höchste erstaunt gewesen, daß man einem Mann einen Kirchenbesuch ansinne. Sie hätten aber schließlich gesagt: *Wenn dem Herrn Bischof daran liegt, warum sollen wir da schließlich nicht einmal in die Kirche gehen?*«

In Schlesien waren da in Stadt und Land die Verhältnisse wesentlich anders. In einzelnen Gebieten herrschte bis in die Arbeiterschaft hinein noch ausgesprochen kirchlicher Sinn. Auf dem Lande war er weithin in den Häusern des Großgrundbesitzes und der großen und mittleren Bauern, die notfalls auch mit Gespann zur Kirche fahren konnten, vorherrschend und mehr als bloße Sitte. Bei den Kleinbauern und Arbeitern machte sich aber doch die Durchsetzung des Landes mit Industrie und

17 Georg Noth, *26.5.1890, ord. 4.3.1923, 1.10.1925 Pfarrer in Breslau St. Elisabeth.



Caspar v. Schönberg
(Foto: Privatbesitz Marie-Adelheid v. Schönberg)



Die evangelische Kirche von Domschau mit der Dorfschule
(Foto aus: Gerhard Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen. Lübeck 1977, S. 465)

die Berührung mit der sozialdemokratischen und später mit der nationalsozialistischen Partei schon weitgehend geltend. Die Volksschullehrer huldigten weitgehend dem politischen und geistigen Liberalismus und glaubten, nach Abschaffung der geistlichen Schulinspektion auch vielfach ihre geistige Unabhängigkeit vom Pfarramt durch Meidung jeder Berührung mit ihm dokumentieren zu müssen. Einzelne zeigten sogar direkte Feindschaft, dies aber mehr erst im Dritten Reich. Der Kirchenbesuch ließ viel zu wünschen übrig. Die den Landarbeitern von ihren Arbeitgebern gemieteten Kirchenplätze blieben oft leer, vor allem da, wo die Arbeitgeber auch bei eigener Kirchlichkeit sich scheuten, gelegentlich einmal ein einladendes Wort zu sagen. Die Auffassung, daß Christentum und Politik zwei völlig getrennte Gebiete seien, war weit verbreitet. Eine christliche Erneuerung des ganzen privaten und öffentlichen Lebens war also auch in Schlesien bitter nötig. Viele Laien und Geistliche fanden sich in dieser Überzeugung. Es fehlte aber, von Gleichgültigen abgesehen, auch nicht an Stimmen, die vor der Gefahr warnten, daß das Christentum hier zu einem Mittel eines sozialen und politischen Zieles degradiert werde. In der Tat bestand hier eine Gefahr, der zu unterliegen Pastor Noth und ich in jeder der Tagungen, die wir im Dienste der Bewegung hielten, uns immer wieder hüten mußten.

Mit den später für unser kirchliches Leben so verhängnisvoll werdenden »Deutschen Christen« hatte die Bewegung nichts zu tun. Ihre Führer und Anhänger sind meines Wissens auf keiner ihrer Tagungen irgendwie hervorgetreten.

Diese Tagungen fanden hin und her in schlesischen Gutshäusern unter Leitung des Gastgebers statt. Ich selbst entsinne mich, an acht von ihnen teilgenommen zu haben – und zwar in Wasserjentsch, in Reppline, bei Herrn Steuer-Malkwitz, bei den beiden Herrn v. Kessel in Raake und Oberglauche, bei Herrn v. Korn in Rudelsdorf, Herrn v. Roeder Großgohlau und Freiherrn v. Buddenbrock-Pläßwitz. Die Teilnehmer setzten sich nach den persönlichen Verhältnissen des Gastgebers und seinen sozialen Beziehungen sehr verschieden zusammen. Auch die Zahl war schon aus räumlichen Gründen sehr unterschiedlich. Meist war der zuständige Superintendent und die Mehrzahl der evangelischen Geistlichen des Kirchenkreises, einige Dorfschullehrer, eine größere Anzahl benachbarter Großgrundbesitzer mit ihren Frauen, besonders angesehene Bauern aller Besitzgrößen, mehrere Landarbeiter, einige politische Persönlichkeiten und Vertreter des Stahlhelms, auch

der Provinz-Stahlhelmführer Oberst v. Marklowski zugegen. In Pläßwitz nahm sogar das deutsche Kronprinzenpaar, Bischof Zänker und der Abt des Benediktinerklosters Schmitt teil. Ein Versuch einer Tagung mit Breslauer akademischen Kreisen, besonders dem Lehrkörper der Evangelisch-theologischen Fakultät, scheiterte leider an, gegen die Person Pastor Noths gerichteten Eifersüchteleien. An die Industrie und deren Arbeiterschaft heranzukommen, gelang nicht. Es fehlte da an den persönlichen Beziehungen.

In Wasserjentsch waren wir über siebzig Personen. Bezeichnender Weise hatte der Ortsgeistliche Pastor Berger¹⁸ mit einer fadenscheinigen Begründung abgesagt, was seine Amtsbrüder als sehr peinlich empfanden. Der Verlauf war wohl immer der gleiche. Zunächst setzte ein Geistlicher Zweck und Ziel der Bewegung in einem volksmissionarischen Vortrag auseinander. Dann sprach, soweit ich anwesend war, ich über die praktische Nutzenanwendung im täglichen Leben, meist über die uns in erster Linie obliegenden ganz einfachen kirchlichen und sozialen Pflichten. Daran schloß sich ein Abendessen in ganz einfacher Form an, dem dann eine Diskussion folgte. In Wasserjentsch, bei den Brüdern Kessel, in Rudelsdorf und Pläßwitz sprach Pastor Noth, in Repline Pastor Wilm, in Großgohlau Kronprinz Georg, in Malkwitz der damalige Leiter der evangelischen Pressedienstes, spätere Oberkonsistorialrat Schwarz. Die Debatten bewegten sich an den verschiedenen Orten in sehr verschiedene Richtungen. Sie waren meist sehr lebhaft. Am Schluß der Wasserjentscher Tagung, bei der Pastor Noth sehr hohe Anforderungen an das geistige Auffassungsvermögen seiner Zuhörer gestellt und Pastor Treblin, der spätere Superintendent, Pastor Wiesenhütter (Rothsürben), Oberst von Marcklowski und Bernhard Sauerma, wenn auch in leichter verständlicher Form, angeglichen hatten, sagte mir Kurt Scholz-Lamsfeld in seiner freundlich-fröhlichen Art beim Abschied: *Das war wieder einmal eine Volldüngung, die für das Gehirn für einige Wochen langt!* Aber eigentlich standen die Diskussionen überall auf erstaunlicher Höhe und nahmen sehr oft den Charakter ernster theologisch-dogmatischer Auseinandersetzungen an, so daß ich darauf achten mußte, daß sie nicht bei einfachen Laien zu dem Vorwurf des »Theologengezänkes« Anlaß gäben. In Pläßwitz beteiligten sich sogar Bischof Zänker und Abt Schmitt, eine über die konfessio-

18 Hugo Berger, Lic. theol., *31.5.1865, ord. 30.9.1891, 1893-1932 Pfarrer in Doms-lau, †26.3.1953.

nellen Grenzen hochgeschätzte, mir von Sibyllenort her näher bekannte Persönlichkeit, lebhaft an der Diskussion. Die Beteiligung der Katholiken war hier noch recht rege.

In Gohlau aber zeigte sich dann zum ersten Mal, daß der fürstbischöfliche Stuhl in Breslau anfang, diese Zusammenkünfte von Evangelischen und Katholiken mit Mißtrauen zu beobachten. Die Rede des Kronprinzen war auffallend farblos und ganz gegen seine Gewohnheit stark von seinem Manuskript abhängig. Wie sich herausstellte, war dieses vorher von seinen kirchlichen Oberen, ich weiß nicht, ob vom Jesuitenorden oder vom Fürstbischof, vorher eingefordert und stark zusammengestrichen worden. Der Kronprinz war daher leider auch in der Diskussion gehemmt. Der Eindruck seiner gütigen Persönlichkeit blieb dennoch ein starker. Der junge Pastor Seibt sagte mir auf der gemeinsamen Tagung, er habe eigentlich ihm in einer Frage entschieden entgegengetreten wollen. Als er aber auf das Katheder getreten sei und in ein Antlitz von solcher Reinheit und Liebe gesehen habe, sei er dazu einfach nicht im Stande gewesen. Von da an blieben die Katholiken allmählich ganz weg. Auch ein späterer Versuch des Grafen Paul York-Kleinöls, mit ihnen eine gemeinsame Plattform zu gewinnen, scheiterte. Im Dritten Reich wurden schließlich alle kirchlichen Tagungen, ja selbst Bibelstunden in Privathäusern verboten und Bischof Rendtorff, wie oben gesagt, seines Amtes enthoben und politisch überwacht. Damit mußte auch die Arbeit der Christlich-deutschen Bewegung eingestellt werden. Wie weit sie gewirkt hat, ist nicht zu sagen. Sie war doch im Wesentlichen als eine volksmissionarische gedacht, von der ja nie gesagt werden kann, wie weit sie gegriffen hat, da sie die Herzen erneuern will und der Mensch nur das sieht, was vor Augen ist. Sie konnte auch nur zeitlich stark begrenzt geleistet werden. Für ihre Träger barg sie den Segen aller Arbeit im Reiche Gottes und bedeutete die immer stärkende Begegnung mit manchem, der guten Willens war.

Als Vertreter Schlesiens habe ich in Schloß Neuhardenberg, des Staatskanzlers Fürst Hardenberg, unter Leitung von Bischof Rendtorff eine Tagung der Landesleiter der Christlich-deutschen Bewegung mitgemacht. Pastor Noth konnte nicht miterscheinen. Ich mußte daher allein manchen Vorwurf über mich ergehen lassen, daß die schlesische Bewegung nicht hinreichend in eine feste Organisation mit Beitragszwang gebracht und daher in ihrem Bestand über die gegenwärtigen Leiter hinaus zu wenig gesichert sei. Der vielleicht nicht ganz unbe-

rechtigte Angriff ging von Pastor Wilm aus und richtete sich in erster Linie gegen Noth, mit dem er sich wenig verstand. Er fand aber bei Bischof Rendtorff Unterstützung. Insofern war meine Situation wenig beneidenswert. Noth und ich waren wohl beide keine ausgesprochen organisatorischen Naturen, denen es lag, die »Bewegung« in einen Verein mit festen Satzungen, Mitgliederbestand und Beiträgen umzugießen. Es schien uns das aber auch ihrem Namen und Sinn zu widersprechen. Solche Organisationsbestrebungen wären aber wohl auch in Niederschlesien auf den Widerstand von Generalsuperintendent Schian¹⁹ gestoßen, der im Gegensatz zu Bischof Zänker der Bewegung zurückhaltend, wenn nicht ablehnend gegenüberstand.

Trotzdem denke ich an die Neuhardenberger Tage voller Dankbarkeit zurück. Ich wurde nicht nur von Graf und Gräfin Hardenberg mit größter Liebenswürdigkeit aufgenommen und durfte einige Tage in einer kultivierten und von vielen historischen Erinnerungen erfüllten Umwelt verbringen, sondern auch an den von Bischof Rendtorff gehaltenen Bibelstunden und Andachten teilnehmen.

Der politische Zerfall der Weimarer Republik hatte inzwischen seinen Fortgang genommen. Der kleinliche Parteizank im Reichstag führte von einer Regierungsneubildung zur anderen. Das Volk kam durch die ständigen Parlamentsauflösungen und Neuwahlen in Reich und Ländern überhaupt nicht mehr zur Besinnung und bekam diesen Zustand von Jahr zu Jahr, schließlich von Monat zu Monat satter. Es war kein Wunder, daß es sich nach einer stetigen Führung unter einer zielbewußten Persönlichkeit zu sehnen anfang und für die Propaganda eines Hitler anfällig wurde, in der er ihm Führung, Ordnung, Wiederherstellung der Sauberkeit innerhalb des Beamtentums und Kampf gegen Schmutz und Schund in Literatur und Kunst auf der Grundlage nationalen Ehrgefühls und positiven Christentums verhiel.

Auch mit dem letzteren schien es Hitler ernst zu sein. An den nationalen Gedenktagen zogen neben Kriegervereinen und Stahlhelm SA und SS in geschlossenen Formationen mit ihren Fahnen und Bannern zur Kirche, bis in die ersten Monate nach dem 30. Januar 1933 hinein. Wie weit es Hitler damals mit der Parole vom positiven Christentum wirklich ernst war, ob er damit von Anfang an Bauernfängerei trieb oder ob er erst später durch die wachsende Überspitzung des Führerprinzips oder

19 Martin Schian, *10.8.1869, in Liegnitz, 1908 Professor der Praktischen Theologie in Gießen, 1924-1933 Generalsuperintendent für Niederschlesien, †11.6.1944.

durch die Kirchenfeindschaft seiner Propagandisten um Goebbels und Rosenberg und dem aus dem Ressentiment des rassistischen Mischlings entsprungenen krankhaften Antisemitismus sich in die Kirchenfeindschaft ziehen ließ, wer will das mit Bestimmtheit sagen. Die Mehrheit des deutschen Volkes bis hinein in ernste christliche Laienkreise, ja bis in die Geistlichkeit beider Konfessionen glaubte, wie jedes andere Volk in unserer zerfahrenen politischen Lage es auch getan hätte, gern, was es sich ersehnte. Es glaubte in Sonderheit auch der Zusage Hitlers, daß die Kirchen als Stütze von Volk und Staat in echter Freiheit leben würden. Viele meinten sogar, gerade als gute Nationalsozialisten ihre Austritte aus der Kirche während der Weimarer Republik rückgängig machen zu müssen. Hitlers Programm einer einheitlichen Reichskirche kam den Wünschen weiter evangelischer Kreise entgegen. Mit der Wahl Friedrichs von Bodelschwingh²⁰ zum Reichsbischof schien eine alte Sehnsucht nach Einheit erfüllt. Bodelschwingh, der Sohn des Gründers von Bethel, eine theologisch und geistig überragende Persönlichkeit von absoluter Bekenntnistreue, schien auch die Gewähr zu bieten, zu weitgehenden staatlichen Einmischungsbestrebungen entgegenzutreten. Als Protest gegen solche, insbesondere gegen die Ernennung des Landgerichtsrats Jäger²¹ zum staatlichen Kommissar für alle evangelischen Landeskirchen innerhalb Preußens, trat er aber leider sehr bald wieder zurück, zumal die süddeutschen evangelischen Kirchen, weil sie sich bei der Präsentation Bodelschwinghs, an sich mit Recht, übergangen fühlten, als Protest für Müller stimmten²². So kam es zu der unglückseligen Wahl des von Hitler und den DC (»Deutschen Christen«) präsentierten Wehrkreispfarrers Ludwig Müller²³: Das Unzulängliche, ja Schlimmeres war zum Ereignis!

In Schlesien hatten die Deutschen Christen schon in der letzten Zeit der Weimarer Republik Fuß gefaßt. Sie erkannten den totalen Anspruch des Staates an und mußten darüber mit dem christlichen Bekenntnis und der evangelischen Forderung der Gewissensfreiheit in Konflikt kom-

20 Friedrich von Bodelschwingh, *1877 in Bethel, Leiter der von Bodelschwingh'schen Anstalten, 1933 zum Reichsbischof designiert, †1946.

21 August Jäger, *21.8.1887, 1926-1933 Landgerichtsdirektor in Wiesbaden, 1933 Staatskommissar für die ev. Landeskirchen in Preußen, 1934 Rechtswalter der DEK, 1939 Regierungspräsident im Wartegau, †1949 in Polen.

22 Vgl. Theophil Wurm, *Erinnerungen aus meinem Leben*. Stuttgart 1953.

23 Ludwig Müller, *21.6.1883, in Gütersloh, 1914 Marinepfarrer, 1926 Wehrkreispfarrer in Königsberg, 1933 Vertrauensmann Hitlers für Kirchenfragen, Landesbischof von Preußen, Reichsbischof, †Juli 1945 in Berlin.

men. Waren sie bis zur Machtergreifung ziemlich bedeutungslos gewesen, so gewannen sie nach ihr zunächst einmal stark an Boden in Geistlichkeit und Lehrerschaft. Viele führte auch einfach der Name irre. Sie meinten ganz primitiv, sie seien deutsch und Christen, also deutsche Christen. Als der Staat im Sommer 1933 für die preußischen Landeskirchen den Staatskommissar Jäger einsetzte, dieser Generalsuperintendent Schian absetzte und Neuwahlen zu den kirchlichen Körperschaften ausschrieb, gewannen die DC auch eine Mehrheit in der General-synode. Das Konsistorium wurde mit ihren Leuten besetzt, bekennnistreue Pastoren wurden verhaftet. In einer Berliner Sportpalastversammlung stellten sich die DC sogar hinter den Rosenberg'schen Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts²⁴ und seine Angriffe auf die biblische Verkündigung. Das war das Zeichen zum offenen Kampf im ganzen Reichsgebiet. In Schlesien schlossen sich die auf dem Boden des Bekenntnisses stehenden Geistlichen und Laien zur Schlesischen Bekenntniskirche zusammen. An ihre Spitze trat Bischof Zänker. Er rief zur Wahl einer Synode der »Bekennenden Kirche« Schlesiens in der Christophorikirche zu Breslau auf. Sie umfaßte die Mitglieder der Bekenntniskirche, der Mittelgruppe und der Neutralen²⁵.

Leider teilte sich die Bekenntniskirche aus diesem Anlaß in zwei Gruppen. Die eine bildete die sogenannte Naumburger Synode, die eine Zusammenarbeit mit Mitte und Neutralen ablehnte und glaubte, dies aus dogmatischen Gründen die bischöfliche Leitung der Synode ablehnen zu müssen. Sie stand zunächst bei den Laien im Rufe, die christlich positivere zu sein. Ihre Führer waren der jetzige hochverdiente Bischof von Schlesien, Pastor D. Hornig²⁶ und Pastor Berger²⁷ von der Breslauer Elftausendjungfrauenkirche, ein Neffe des (früheren) Domschlauer Pastors, von großer Geistesschärfe, aber von für mich allzu propagandistischen Betätigungsformen.

D. Hornig bat mich zu sich und um meine Mitarbeit, verlangte aber eine schriftliche Erklärung, daß ich die Gemeindeverfassung im Gegensatz zur bischöflichen Verfassung als ein im Neuen Testament festge-

24 Alfred Rosenberg, *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*. 4. Aufl. München 1933.

25 Sie tagte am 10.5.1935.

26 Ernst Hornig, *24.8.1894, 1928 Pfarrer in Breslau, 1934-45 Mitglied des Bruderrates der BK, 1946 Bischof der Ev. Kirche von Schlesien, †5.12.1976.

27 Robert Berger, *13.7.1898, ord. 13.4.1926, 1931 Pfarrer in Breslau St. Bernhardin, †1963.

legtes Dogma anerkenne. Ich mußte ihm erklären, daß ich dies nicht aus dem neuen Testament herauszulesen vermöchte. Es war dies wohl meine letzte persönliche Begegnung mit D. Hornig. Ich habe ihm aber trotz dieser mir etwas eng erscheinenden Einstellung immer meine Achtung bewahrt und die Naumburger auch ab und zu finanziell unterstützt, weil sie ein tapferes Häuflein waren. Heute zolle ich D. Hornig meine ehrliche Bewunderung. Er galt damals auch unter seinen Amtsbrüdern mehr als ein treuer und ehrlicher, als ein geistig bedeutender Diener der Kirche. Er ist aber so recht der Beweis dafür, daß Gott denen, die Ihm in festem Glauben dienen, in der Stunde der Gefahr Seine Gaben nicht versagt.

Wenig später erhielt ich einen Ruf in die Christophorisynode, offiziell »Synode der Bekennenden Kirche Schlesiens«. Ich wußte nicht recht, ob ich ihm folgen sollte, weil ich fürchtete, daß Mitte und Neutrale eine energische Haltung der Christophorisynode hemmen würden. Auf Veranlassung von Oberkonsistorialrat Schwarz bat aber Landeshauptmann von Thaer unter einigen anderen Herren auch mich zu sich, und Schwarz setzte uns auseinander, daß es unsere Pflicht sei, in die Christophorisynode zu gehen. Oberstudiendirektor Linder vom Magdalenengymnasium und ich ließen uns überzeugen. Graf Pfeil-Wildschütz lehnte aber mit einer mich bei ihm überraschenden Schärfe ab, ohne eine rechte Erklärung dafür abzugeben. Als wir fortgingen, sagte er zu mir: *Sie sind in einer ungeheuerlichen Weise belogen worden. Schwarz hat bei Ihnen den Eindruck erweckt, als ob er in die Christophorisynode gehe, aber ich weiß, daß er es nicht tut.* Ich kannte Schwarz gut als den Leiter des evangelischen Presseverbandes und wollte es Pfeil nicht glauben. Er blieb dabei. Als ich ihn fragte, warum er das Schwarz nicht auf den Kopf zugesagte hätte, zuckte er die Achseln. Vermutlich wußte er es auf Grund einer Indiskretion, die er nicht preisgeben wollte. Auch Herr von Thaer war von Schwarzs Verhalten sehr unangenehm berührt. Auch er meinte, Schwarz sei uns eine Erklärung schuldig gewesen.

Schwarz hat sich wohl damals in der Christophorisynode für seine Kirchenpolitik eine Gruppe schaffen, sich selbst aber wenigstens vorläufig noch nicht exponieren wollen. Ich habe später mit ihm viel zusammengearbeitet, aber dieses Erlebnis hat immer zwischen uns gestanden, wie man auch im ganzen Lager der Bekennenden Kirche (BK) damals keine Erklärung für sein Verhalten fand. Wendorf hat mir einmal er-

zählt, Schwarz habe ihm gesagt, er wisse, daß er nicht mein volles Vertrauen besäße. Er ringe darum, aber vergebens. Ich habe ihn immer für einen hochbegabten aber allzu ehrgeizigen Mann gehalten. Er hatte, auch nach Ansicht mancher, die ihm die Freundschaft hielten, den Ehrgeiz, Nachfolger des Bischofs Zänker zu werden, dessen Vertrauen er seine bisherige Laufbahn zu einem großen Teil verdankte, von dem er sich aber während des Kirchenkampfes immer mehr absetzte, um dieses Ziel schneller zu erreichen. Dabei war er meiner Überzeugung nach für seine Person durchaus bekenntnistreu. Das ist aber auch bis heute, soweit ich orientiert bin, von niemandem angezweifelt. Aber er klagte gern, daß die kirchlichen Dinge nicht diplomatisch genug behandelt würden und traute sich auf diesem Gebiete besondere Gaben zu. Er ist wohl aber schließlich vor lauter Diplomatie in die Rolle des Opportunisten geraten und daran gescheitert. Er arbeitet jetzt in Göttingen im Pressedienst, aber wie mir seine Frau sagte, als ich ihm einen vergeblichen Besuch heimatlicher Verbundenheit machte, trotz aller Anerkennung seiner inneren Bekenntnistreue ohne Aussicht, jemals wieder ein Pfarramt versehen zu dürfen. Während der Abendmahlsfeier am Schlesiertag in Hannover erschien er nicht wie seine Amtsbrüder im Ornat, grüßte mich aber von seinem Platz aus in auszeichnender Form. Ich wartete ihn deshalb an der Kirchentür ab und sagte, es sei mir ein Bedürfnis, ihm nach dem vielen Schweren, was er durchlebt hatte, die Hand zu drücken, und fragte ihn, wie es ihm gehe. Da lächelte er wehmütig: »Wie soll es mir schon gehen«, gab mir die Hand und ging weiter. Es war mir deshalb eine besondere Freude, als ich hörte, daß zwei Jahre später beim großen Schlesiertreffen in Köln 1953 Schwarz die Festpredigt halten durfte und Bischof Zänker, dem er so weh getan hatte, in seiner vollen bischöflichen Würde dabei anwesend war. »Bischof Zänker fällt nie aus der Liebe«, sagte mir einmal der liebe General von Thaer, als er glaubte, ihm in einer anderen Frage nicht folgen zu können.

Schließlich hat Schwarz noch eine volle Rehabilitierung erfahren. Er wurde, als Bischof Zänker die Leitung der schlesischen Kirche in der Bundesrepublik wegen Alters niederlegte, mit dessen Zustimmung zu seinem Nachfolger gewählt, starb aber unerwartet sehr bald darauf.

Die Christophorsynode wählte mich in ihren Synodalausschuß, der unter dem Vorsitz ihres Präses Superintendenten Lehmann²⁸-Strehlen

28 Martin Lehmann, *8.3.1873, ord. 1.12.1901, Pfarrer in Strehlen 16.5.1924.

die laufenden Geschäfte zu führen hatte und je schärfer der Kirchenkampf tobte, um so häufiger tagen mußte. Synode und Synodalausschuß standen hinter Bischof Zänker, der weiter den Kampf gegen die staatlichen Eingriffe in sein Amt führte.

Ich habe schon oben erwähnt, daß am 17. März 1935 Pastor Nonnast mit etwa 180 anderen evangelischen Geistlichen Schlesiens wegen Verlesung einer Abkündigung gegen die Deutsche Glaubensbewegung DC in Schutzhaft genommen wurde. Über fünfzig davon saßen im Breslauer Polizeipräsidium. Bischof Zänker besuchte sie in ihren Zellen, aus denen ihr gemeinsamer Morgengesang weithin hörbar wurde. Hunderte standen in tiefer Ergriffenheit, um diesem Choral zu lauschen in den das Polizeipräsidium umgebenden Straßen. Die Verhaftung war das Werk der Deutschen Christen im Breslauer evangelischen Konsistorium unter Führung eines jungen ehrgeizigen, fanatischen Konsistorialrates Fürle, der sich vom Staat hatte mit der Leitung des Konsistoriums betrauen lassen.

Der Tag der Konfirmation rückte heran. Als stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstandes in der Kirchengemeinde Domschau trug ich die Verantwortung dafür, daß sie dort dem Bekenntnis gemäß und in würdiger Weise erfolge. Ich ging deshalb in das Konsistorium, um die sofortige Freilassung von Pastor Nonnast zu fordern und wurde dort an einen Konsistorialrat Reichhardt, einen Theologen mittleren Alters, verwiesen, von dem ich wußte, daß er ein begeisterter Jünger Hitlers und DC, aber persönlich um eine bekenntnistreue Haltung bemüht war. Immerhin stand auf seinem Schreibtisch das Bild Hitlers gegenüber dem Crucifixus stark im Vordergrund. Ich forderte von ihm die sofortige Freilassung Nonnasts im Hinblick auf die Konfirmation. Er lehnte ab. Ich erklärte ihm, dann würde mir nichts anderes übrig bleiben, als sie selbst zu vollziehen. Er geriet in die größte Unruhe, davon könne gar keine Rede sein, das dürfe ich gar nicht. Er rechne damit, daß die Geistlichen noch vor der Konfirmation entlassen würden, sonst müsse diese verschoben werden. Ich sagte ihm, daß dies unmöglich sei, da nach dem Schulschluß die Konfirmanden in die verschiedensten Berufe einträten und damit in alle Winde verstreut würden. Das sah er ein und bot mir an, einen anderen Geistlichen als Ersatzkonfirmator zu stellen. Das mußte ich ablehnen, weil ich dafür verantwortlich war, daß die Konfirmation von einem bekenntnistreuen Mann vollzogen würde. Sei Nonnast am Konfirmationstage nicht entlassen, so bleibe nichts übrig, als

daß ich selbst konfirmiere und den Konfirmanden, soweit sie zum Empfange bereit seien, das Heilige Abendmahl spende. Die Verantwortung für die daraus zu erwartende Beunruhigung trage er und das Konsistorium. Reichhardt, ein etwas unbeholfener Mann mit dem Äußeren eines Magisters, der eben eine schlecht schmeckende Pille verschluckt hat, geriet mehr und mehr in ein komisches Gemisch von Verlegenheit und Wut und sagte bald, daß in Kürze mit der Entlassung der Häftlinge zu rechnen sei, bald versuchte er mir klarzumachen, daß ich zu Konfirmation und Abendmahlserteilung nicht berechtigt sei, bis ich schließlich auftrumpfte: Diese Belehrungen zögen bei mir nicht, er habe in mir einen früheren Konsistorialassessor vor sich, der sehr wohl wisse, wie weit das Laienpriestertum gehe. Die Unerreichbarkeit eines bekennnistreuen Geistlichen für Konfirmation und Spende des Heiligen Abendmahls bilde einen kirchlichen Notstand, dem abzuhelpen jeder Laie berechtigt, ja verpflichtet sei. Sei also für die Konfirmation und das Heilige Abendmahl kein bekennnistreuer Geistlicher vorhanden, so sei ich als stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstandes der zu seiner Vertretung in erster Linie berufene Laie. Danach werde ich handeln. Damit erhob ich mich zur sichtlichen Erleichterung meines Gegenübers, der mich jetzt höflich zur Türe geleitete und mir versicherte, er hoffe zuversichtlich, daß die Entlassung der verhafteten Geistlichen in kürzester Frist erfolgen werde. Wahrscheinlich wußte er schon, daß diese bereits beschlossen war, wagte es bei dem damaligen schnellen Wechsel von Ordre und Contreordre nicht zu sagen. Denn als ich vom Konsistorium direkt zu Frau Noth ging, um mich nach ihrem ebenfalls verhafteten Gatten zu erkundigen, rief mir Frau Hornig, die Frau des jetzigen Bischofs, an ihrer Wohnungstür zu: »Die Herren werden noch heute vormittag entlassen!«, und als ich wenig später am Polizeipräsidium vorüberkam, stand zwar noch wie alle Tage vorher dort eine große wartende und protestierende Menge in den angrenzenden Straßen, aber die Stimmung war wesentlich gelöster in Erwartung der baldigen Entlassung, die dann auch in den Mittagsstunden erfolgte.

Ich kann nun nicht alle Phasen des schlesischen Kirchenkampfes schildern. Seine Geschichte wird gewiß einmal von berufener Feder geschrieben werden. Einen guten Überblick bietet heute schon Lic. Hellmut Eberlein in seinem sehr lesenswerten Buch *Schlesische Kirchengeschichte*²⁹. Die drei großen Konfliktpunkte waren die

29 4. Aufl. Ulm 1952 (Das Evangelische Schlesien Bd. 1).

Frage der Zuständigkeit zur Abhaltung der theologischen Prüfungen, der geistlichen Leitung und der Einstellung zu den Berliner Kirchenaus-schüssen. Die beiden ersten Punkte gehören zweifellos zur Zuständig-keit des Bischofs.

Die Festigkeit der Bekenntnistreue bei den Verhaftungen im Laufe des Jahres 1934 bis März 1935 und der Christophorisynode in ihrer Treue zum Bischof ließ viele Geistliche und Laien erkennen, wohin der Weg der DC letztlich führte. Sie verloren von Monat zu Monat an Anhang. Auch die Regierung wurde unsicher. Dr. Fürle und ein Teil seiner Leute mußten abtreten. D. Hosemann als Konsistorialpräsident, Schwarz als Oberkonsistorialrat, D. Dr. Joachim Bunzel, Breslau-Zimpel, als Konsistorialrat, ersetzten sie. Das Konsistorium war damit nicht mehr ausgesprochener Gegner der BK. Es suchte zu vermitteln, dabei aber doch die geistliche Leitung des Bischofs an sich zu bringen, und es bildete unter dem überhaupt führenden Einfluß von Schwarz trotz vorheriger anderer Zusicherungen ein vom Bischof unabhängiges Prüfungsamt, dessen Examensergebnisse aber von der BK nicht anerkannt wurden, während umgekehrt die Examina des Prüfungsausschusses der BK unter Vorsitz des Bischofs nicht die Anerkennung des Konsistoriums fanden. Es war dies wohl der in seinen Auswirkungen schwerwiegendste Streitpunkt, da er die Prüflinge in einen schweren Gewissenskonflikt brachte. Er wirkte sich ebenso in den anderen Kirchenprovinzen aus. Als nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 auch die Patronate zusammenbrachen, hat kein geringerer als Bischof D. Otto Dibelius in einem würdigen Abschiedsworte an die Patrone der Mark Brandenburg bekannt, daß nach menschlichem Blickfeld der Kampf um das Bekenntnis an dieser Stelle zusammengebrochen wäre, wenn nicht die ländlichen Kirchenpatrone, vor allem die des Adels, die von den Prüfungsausschüssen der Bekenntniskirche geprüften jungen Theologen unter großen persönlichen Opfern in die von ihnen zu vergebenden Pfarrstellen berufen hätten. Die Prüflinge des Konsistoriums waren natürlich insofern besser dran, als dieses nur sie in vakante Stellen berief und aus öffentlichen Mitteln besoldete. Die Prüflinge der BK standen finanziell auf viel schwankenderem Boden. Sie waren davon abhängig, daß ein Patron und ein Kirchenvorstand nicht nur die Bekenntnistreue und den angesichts der Feindschaft der allmächtigen nationalsozialistischen Partei gegen die BK recht bedeutenden Mut aufbrachten, sie in ein Amt zu berufen, sondern auch den Opferwillen, ihnen darin allein

aus eigenen Mitteln eine Existenzbasis zu gewährleisten. Hier haben die jungen Theologen um ihres Gewissens viel seelische und materielle Not auf sich genommen, aus der wir eine Hoffnung für unser Volk schöpfen dürfen.

Der Kampf um die Person des Bischofs und die Erhaltung seiner geistigen Leitung wirkte sich aber natürlich auch auf die Arbeit des Synodalausschusses aus. Ich persönlich wurde von ihm mit einzelnen besonderen Missionen beauftragt. Es handelte sich dabei im Wesentlichen immer wieder darum, einzelnen Stellen in Berlin zum Bewußtsein zu bringen, daß die weit überwiegende Mehrheit der evangelischen Christen Schlesiens, insbesondere auch der Laien, hinter Bischof D. Zänker stünde und sich seiner Absetzung und Ausschaltung widersetze.

Die erste Fahrt ging zu dem nationalsozialistischen Kirchenminister Kerrl³⁰. Dieser war ein schlichter Mann besten Willens, der eine bekenntnismäßige Kirche zu erhalten wünschte und selbst auf dem Boden der evangelischen Verkündigung stehen wollte und zu stehen glaubte. Er war von Haus aus mittlerer Justizbeamter ohne juristische oder theologische wissenschaftliche Fachbildung, hatte aber mancherlei über theologische Fragen gelesen. Wie es solchen Menschen leicht geht, glaubte er nun aus dem daraus gewonnenen, natürlich nur beschränkten Gesichtswinkel des Halbgebildeten alle an ihn herantretenden Fragen, auch die theologischen zu beherrschen und über diese bei aller persönlichen Bescheidenheit doch auch Männer von umfassender theologischer Fachbildung wie etwa die Bischöfe belehren zu können. Es war verständlich, wenn diese darüber lächelten. Aber ich habe manchmal den Eindruck gehabt, daß man von kirchlicher Seite seinem guten Willen und der Schwierigkeit seiner Stellung hätte mehr Rechnung tragen sollen. Er war unter den nationalsozialistischen Ministern des Hitlerschen Kabinetts in der ersten Zeit wohl der einzige, der aus ernster christlicher Überzeugung für die evangelische Kirche eintrat. Männer wie Frick und Göring unterstützten ihn dabei wohl, aber doch mehr in der Bekundung ihrer Sympathie. Göring stammte aus kirchlicher Umwelt und führte nach seiner Vermählung mit Emmi Sonnemann wohl auch ein kirchliches Leben, lehnte aber nach seiner Verurteilung zum Tode kirchlichen Zuspruch ab. Es ist bekannt, daß Hitler in einem Ministerat auf Kerrls freimütiges Bekenntnis, daß er seinen kirchlichen,

30 Hanns Kerrl, *11.12.1887 in Fallersleben, Justizbeamter, 1933 Justizminister in Preußen, 1935-1941 Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, †15.12.1941.

christlichen Glauben in seinem Leben nicht missen möchte, sich von kirchenfeindlichen Maßnahmen auf Zeit abhalten ließ. Kerrl selbst kennzeichnete Bischof Zänker gegenüber die Schwierigkeit seiner Stellung einmal in der Weise: Es gebe für Hitler zwei Wege, die zur Erörterung stehende Frage zur Entscheidung zu bringen, den Weg über das Ministerkollegium und den Weg über die Partei. Bringe er sie vor den Ministerrat, so sei er guter Zuversicht, sie gestützt auf seine Stellung als Minister unter gleichgestellten Ministern in seinem mit den Wünschen des Bischofs sich deckendem Sinn zur Entscheidung zu bringen. Bringe sie Hitler aber vor die höchste Parteinstanz, so habe er in der Parteihierarchie nur einen verhältnismäßig untergeordneten Rang und geringen Einfluß. Das müsse, so meinte er naiv, der Bischof doch einsehen. Kerrl war zu überzeugter Nationalsozialist, als daß er diese Allmacht der Partei als unberechtigt abgelehnt hätte. Er hielt sie, wenn auch in diesem Sonderfall für ihn ungünstig, so im Grunde doch für unanfechtbar.

Es war wohl Ende 1934, daß Kerrl in einzelne preußische Provinzen reiste und dabei starke Eingriffe in die kirchliche Verwaltung und die geistliche Leitung der Bischöfe vornahm. Nach Schlesien war er nicht gekommen. Aber die starke Erregung, die diese Reisen überall ausgelöst hatten, griff auch dorthin über und weckte die Sorge vor gleichem Verfahren auch in unserer Kirchenprovinz. Es wurden daher drei Laien, Rechtsanwalt Beninde-Bunzlau, Rittergutsbesitzer Frische-Klein Tschirnau und ich abgeordnet, um Kerrl in einer Audienz von einem solchen Vorhaben abzuhalten. Als wir zur angesetzten Stunde in der Voßstraße in dem Kirchenministerium, dem früheren Gebäude des preußischen Gesamtministeriums, erschienen, wurde uns eröffnet, daß der Minister unvorhergesehener Weise habe verreisen müssen und mit unserem Empfang den zuständigen Referenten, einen jungen DC-Pfarrer, der bis dahin Jugendpfarrer in Mecklenburg gewesen war, betraut habe. Dieser Herr war aber noch nicht da und ließ lange auf sich warten. Wir bemerkten aber, daß die Bürodienner, die sich als ehemalige Unteroffiziere der preußischen Garde von »früherer« Dienstauffassung zu erkennen gaben, mit der uns widerfahrenden Behandlung durchaus nicht einverstanden waren und mit ihren Sympathien ohne weiteres auf unserer Seite standen. Als ich den einen fragte, mit welcher Amtsbezeichnung man den Referenten anzureden hätte, sagte er mit vielsagendem Lächeln: *Das ist uns egal. Wir haben hier noch andere Zeiten erlebt.*

Wir sagen Herr Pastor! Als die Mittagsstunde näher rückte, ging schließlich einer der Diener in das Vorzimmer des Ministers und kam und meldete, der Adjutant sei bereit, uns zu empfangen. Im Dritten Reich hatte jeder Minister mehrere »Adjutanten«, junge Parteileute, die untergebracht werden sollten. Kerrl hatte unter anderen einen Herrn von Detten, den Bruder des anlässlich des Röhmputsches erschossenen Reichsjugendführers, der als traitable galt. Uns empfing aber ein junges Bürschchen in tadellos sitzender Parteiuniform von etwas spöttisch zur Schau getragener Höflichkeit. Als wir ihm unser Anliegen vorgetragen hatten, sagte er mit der schneidigen Stimme eines Witzblattleutnants etwa: *Nach Schlesien sind wir ja bisher noch nicht gekommen. Aber der Herr Minister wird das ja wohl in nächster Zeit nachholen und gegebenenfalls die schlesische Kirchenleitung zu freiwilliger Mitarbeit zwingen.* Mit diesem Orakelspruch waren wir entlassen. Die Diener rieten uns, zunächst einmal irgendwo in der Nähe zu essen und am Nachmittag den Versuch, den Referenten zu sprechen, zu wiederholen. Ich prägte mir das Aperçu des Adjutanten ein. Wir verteilten unter uns die Rollen für den Nachmittagsempfang und waren nach dem Essen mit neuen Kräften wieder zur Stelle. Gegen zwei Uhr erschien endlich der Referent, ein im kaiserlichen Deutschland unmöglicher Vorgang. Nunmehr wurden wir vorgelassen. Das Wort führte Herr Beninde. Der Referent suchte, wie wir erwartet hatten, unsere Sorgen zu zerstreuen. Der Minister beabsichtige keine weiteren Reisen in die Provinz. Wie verabredet, teilte ich ihm darauf die Äußerung des Adjutanten im Wortlaut mit, und die beiden anderen Herren bestätigten sie. Der Referent war peinlich berührt. Er bestritt entschieden die Berechtigung der Äußerung des Adjutanten. Unter immer wiederholten Beteuerungen, weitere Reisen in die Provinz seien nicht beabsichtigt, suchte er uns möglichst schnell loszuwerden, indem er sich erhob und uns zur Tür geleitete. Als wir uns in einiger Entfernung von den freundlichen Dienern in die Mäntel helfen ließen, sahen wir den Referenten mit hochrotem Kopf aus seinem Zimmer stürzen, den Gang im Sturmschritt in Richtung Adjutantenzimmer laufen und mit fliegenden Rockschoßen darin verschwinden. Wir tauschten ein Augurenlächeln, erstatteten dem Vertreter des Präsidenten Zöllner auf seinem Amtssitz kurz Bericht und fuhren in den Abendstunden heim. Kerrl kam nicht nach Schlesien. Vielleicht hatte er nie die Absicht gehabt, vielleicht wollte er sich mit der schnoddrigen Re-

densart seines Adjutanten nicht identifizieren. Dann wäre unser Besuch immerhin ein Erfolg gewesen.

Eine zweite Fahrt nach Berlin sollte direkt verhindern, daß Bischof Zänker abgesetzt würde. Sie bestand aus etwa zwölf Laien verschiedenster Berufe, Rittergutsbesitzer, Industrielle, Kaufleute und Lehrer, und ging nach vorheriger Anmeldung zum Reichsbischof Müller selbst. Dieser hatte nicht nur Adjutanten, sondern sogar einen »Chef des Stabes«, Herrn Oberheid³¹, der als Kaufmann bei August Stinnes gearbeitet hatte. Von dort aus hatte er dann evangelische Theologie studiert und war evangelischer Geistlicher und Nationalsozialist geworden und irgendwie zu Ludwig Müller gestoßen. Die Verleihung des Titels eines Chefs des Stabes für den geistlichen Leiter der Reichskirchenkanzlei hatte aber doch auch bei den DC Anstoß erregt. So ernannte ihn der Reichsbischof zum Bischof. Aber auch damit hatten die beiden Pech. Nach kirchlichem Recht gehört zur Erlangung der Bischofswürde die Weihe durch einen anderen Bischof, und sie fanden beide keinen, der sie geweiht hätte. Während unserer Berlinfahrt führten sie aber noch beide den Bischofstitel, wenn auch zu Unrecht. Der Reichsbischof, im Volke allgemein wenig respektvoll »Reibi« genannt, hatte uns sagen lassen, daß wir in seiner Vertretung von Oberheid empfangen werden würden. Als wir in Berlin eintrafen, wurde uns aber eröffnet, daß wir wieder heimfahren sollten, Oberheid sei seit einigen Tagen an einer Lymphgefäßentzündung erkrankt. Wir wiesen aber darauf hin, daß wir alle berufstätige Männer wären, die man nicht zu einem zugesicherten Empfang nach Berlin reisen lassen und dann unverrichteter Dinge wieder heimschicken könne, zumal zu einer rechtzeitigen Absage alle Zeit gewesen wäre. In einer schnell formulierten schriftlichen Eingabe forderten wir sofortigen Empfang und sei es am Krankenbett Oberheids. Darauf wurden wir in dessen Krankenzimmer im Hotel Russischer Hof neben dem Bahnhof Friedrichstraße entboten. Die Einzelheiten der Unterhaltung habe ich nicht mehr im Kopf. Das Wort führte von unserer Seite im wesentlichen Georg v. Heydebrand-Preussenfeld in seiner ruhigen, klaren, aber eindringlichen Art. Oberheid, eine mephistophelische Erscheinung, lag im eleganten Schlafanzug in einem breiten Bett und hatte offenbar arge Schmerzen, suchte aber diesen Eindruck jedes-

31 Heinrich Josef Oberheid, *7.2.1895 in Mülheim/ Ruhr, 1933 Pfarrer in Asbach, Bischof des Bistums Köln-Aachen, 1934 Chef des Stabes, 1937 Pfarrer der Thüringer Landeskirche, 1946 Aufgabe des Pfarramtes, †1977.

mal durch erhöhte Mimik zu verstärken, wenn er von unserem Kessel treiben in die Enge getrieben wurde. Der Eindruck, daß in solchen Händen die geistliche Leitung der Evangelischen Kirche Deutschlands liegen sollte, war niederdrückend.

Wie Oberheids Lebensweg nach dem Sturz Ludwig Müllers sich weiter gestaltet hat, weiß ich nicht. Schließlich hat er den Weg in die Wirtschaft zurückgefunden und im Herbst 1953 als Vertreter der Alteisen-Großfirma Cutinio in Düsseldorf an der Beisetzung von F. Knesebeck in Essingen teilgenommen. Ich selbst war nicht zugegen, aber Pfarrer Gräter sagte mir hinterher, er habe die offen zur Schau getragene kritische Einstellung eines Mannes von geradezu unheimlichem Aussehen während seiner Ansprache als Hemmnis empfunden und erst hinterher erfahren, daß es Oberheid gewesen sei. Auch meine Frau hatte von ihm einen peinlichen Eindruck.

Ein drittes Mal besuchte ich dann noch auf persönliche Bitte des Herrn Bischofs gelegentlich einer Sitzung des Repräsentantenkollegiums von Giesche in Berlin den Lutherischen Rat, um einige akute Fragen in seinem Auftrag zu besprechen und mich selbst dort bekannt zu machen. Ich wurde von dem württembergischen Dekan Keppler empfangen und entsinne mich, daß dabei die gespannten Beziehungen des Bischofs zu dem stellvertretenden Vorsitzenden des Oberkirchenrates Hymmen³² und wohl auch der Gedanke einer damals geplanten Audienz bei Göring, an der ich auch teilnehmen sollte, besprochen wurde, da Keppler ihr die Wege ebnen sollte. Die Audienz wurde aber von Göring abgelehnt, obgleich sich seine bekenntnistreue Schwester, die auf ihn einen großen Einfluß hatte, für sie einsetzte.

In diesem Zusammenhang möchte ich ein Erlebnis erwähnen, weil es für die Art, wie damals vom Staat der Kampf gegen die evangelische Kirche geführt wurde, kennzeichnend ist. Nach einer meiner Fahrten nach Berlin kehrte ich so spät abends nach Breslau heim, daß ich im Nordhotel übernachtete. Am nächsten Morgen rief ich früh beim Bischof an, ob er mich noch vor 8 Uhr zur Berichterstattung empfangen könne, da ich gern gegen ½ 9 Uhr mit dem Schulauto meiner Kinder heimfahren würde. Der Bischof war einverstanden. Als ich ihm eine Weile Vortrag gehalten hatte, deckte er seinen Fernsprecher mit einer Decke zu. Ich war kaum in meinem Bericht fortgefahren, als sich an-

32 Friedrich Hymmen, *28.12.1878 in Barmen, Oberkonsistorialrat im EOK Berlin, 1940-1945 Vizepräsident des EOK, †18.3.1951 in Bonn.

geblich das Fernamt meldete und fragte, ob der bischöfliche Apparat in Ordnung sei. Der Bischof bestätigte das. Der Gesprächspartner erklärte auch, daß die Verständigung gut sei, er habe aber den Eindruck gehabt, es liege eine Störung vor. Der Bischof legte den Hörer wieder auf, deckte den Apparat wieder zu. Nach einer Weile wiederholten sich Anruf und Gespräch. Der Bischof erzählte mir, vor einigen Tagen seien Männer bei ihm erschienen, hätten behauptet, sein Apparat schein nicht in Ordnung und hätten längere Zeit an ihm herumgearbeitet. Auf Warnung von dritter Seite hänge er jetzt bei wichtigen Gesprächen eine Decke über den Apparat, und dann kämen solche Anrufe. Ich sagte ihm, daß diese Männer ihm ein Abhörgerät eingebaut hätten. Durch meinen Anruf vom Hotel sei bekannt, daß ich ein Gespräch über Berliner Verhandlungen mit ihm führe, das die Gestapo vermutlich interessiere. Der Bischof wurde dann aber auch von einer Telephonistin seines zuständigen Fernamtes gewarnt. Es war kein Zweifel, er stand unter Überwachung der Gestapo. Sie entsandte ja auch gelegentlich Vertreter in die Sitzungen der Christophorisynode und des Synodalausschusses, die sich aber sichtlich langweilten und sich meist sobald als möglich wieder drückten. Der Synodalausschuß tagte dann sehr bald meist in Privatwohnungen, besonders häufig im Pfarrhaus in Brockau, bei dem tapferen, leider früh verstorbenen Pastor Schulte³³.

1939 wurde der Bischof zwangsbeurlaubt, 1941 wegen der Erreichung der Altersgrenze vom Oberkirchenrat zwangspensioniert. Einen Nachfolger erhielt er nicht. Es war das wohl das Werk seines ehemaligen Jugendfreundes Hymmen. Aber um so größer war sein Ansehen im Land, sein seelsorgerischer Einfluß auf Geistliche und Laien, um so schwieriger aber wurde auch die Stellung des Konsistoriums. Um die Fühlung mit dem Lande, insbesondere mit den beiden Synoden der Bekenntniskirche und dem Pfarrverein nicht zu verlieren, regte er deshalb die Bildung eines Beirates an, der ihm als Gutachter und Berater bei Maßnahmen von allgemeiner Bedeutung zur Seite stehen sollte. Die Synode, der Pfarrverein und die theologische Fakultät der Universität Breslau sollten darin vertreten sein. Die Naumburger Synode in ihrem etwas starren Standpunkt lehnte aber jede Zusammenarbeit mit dem Konsistorium ab. Leider, denn sie begab sich damit jeder Einflußmöglichkeit. Sie vertrat aber nur eine kleine Gruppe im Verhältnis zur Chri-

33 Hans-Martin Schulte, *29.9.1901, ord. 21.11.1925, 1927 Pfarrer in Markt Brockau, †9.11.1946.

stophorisynode, so daß der sachliche Schaden nicht allzu groß war. Die Christophorisynode delegierte den auch als Wissenschaftler hoch angesehenen Superintendenten Buntzel³⁴ aus Brieg (nicht zu verwechseln mit einem der vier Brüder Bunzel, die in verschiedenen Pfarrämtern und Superintendenturen Schlesiens alle mit dem gleichen bekennenden Mut der Bekennenden Kirche dienten und von denen der bekannteste, Ulrich Bunzel, jetzt Pfarrer in Coesfeld bei Varlar, zuletzt noch während der russisch-polnischen Besatzung Dekan von Breslau und Niederschlesien war). Er wußte bei verbindlichster Form seinen bekenntnistreuen Standpunkt mit Festigkeit zu wahren. Neben ihm wurde ich delegiert. Der Pfarrverein war durch seinen Vorsitzenden Superintendent Werner Eberlein und Pastor Vangerow³⁵-Liegnitz, den Vorsitzenden des Michaelsbundes, vortrefflich und bekenntnistreu vertreten. Die theologische Fakultät repräsentierte Prof. Peisker³⁶, ein strammer Nationalsozialist. Insgesamt bestand der Beirat wohl aus acht Mitgliedern verschiedener Gruppen. Den Sitzungen präsiidierte Konsistorialpräsident Hosemann, umgeben von seinen Räten unter Führung von Oberkonsistorialrat Schwarz, der auch im Wesentlichen die Referate hielt. Konsistorialrat Reichhardt war anwesend, zeigte aber seine Mißbilligung der Einrichtung, indem er sich mit niemandem unterhielt, nie das Wort ergriff, sondern mit zusammengekniffenem Gesicht hinter Aktenstücken vergraben seine laufenden Geschäfte auch während der Sitzung erledigte. Er sah wohl in einem solchen Beirat einen Verrat am nationalsozialistischen Führerprinzip.

Ich denke an die Arbeit in diesem Beirat gern zurück. Er entsprang wohl dem klugen Kopf des Oberkonsistorialrat Schwarz und brachte die verschiedenen kirchlichen Strömungen zu nutzbringender Arbeit zusammen, bei der die bekenntnistreue Gruppe ständig an Einfluß gewann. Im Plenum fiel mir eine besondere Aufgabe zu, als die Eingliederung der Laienprediger in die kirchliche Ordnung, die infolge der vielen Einberufungen der evangelischen Ortspfarrrer zum Heeresdienst ein immer größeres Bedürfnis geworden war, beraten und Richtlinien dafür gefunden werden sollten. Ich war der einzige in diesem Kreise, der mit

34 Walter Buntzel, *5.10.1881, ord. 18.10.1906, Pfarrer in Brieg seit 1910, †11.2.1945.

35 Kurt Vangerow, *7.1.1885, ord. 24.12.1911, Pfarrer in Liegnitz ab 1.12.1913, Superintendent 1.6.1946.

36 Herbert Peisker, *23.7.1888 in Deutsch-Rasselwitz, 1924 Privatdozent für Neues Testament in Breslau, 1929 für Religionswissenschaft an der Pädagogischen Akademie in Breslau, 1947 Prof. in Jena, †1952.

Genehmigung des Konsistoriums in Domslau vor dem Altar zum Laienprediger ordiniert worden war und auf diesem Gebiete praktische Erfahrungen gesammelt hatte. Ich hatte den Gottesdienst in der Christophorkirche in Breslau gehalten, mit dem die erste Beratung und Anleitung der Laienprediger aus allen Teilen Schlesiens eröffnet wurde. Ich kannte also alle die Hemmungen, die es vor solch einem priesterlichen Auftreten zu überwinden gab, zumal dieser Gottesdienst noch weitgehend ein Experiment darstellte. Ich hatte selbst in der Kirche in Domslau Laiengottesdienste mit voller Liturgie gehalten und an Laienpredigerkursen unter Leitung von Superintendent Treblin teilgenommen. Es bestanden im Lande zwei Richtungen. Die eine wünschte, daß die Laienprediger in einer zu schaffenden Amtstracht am Altar wie die Geistlichen amtierten und von der Kanzel eine möglichst selbst gefertigte Predigt hielten. Die anderen wollten, daß der Laie nur in bürgerlichem Kleide auftrete und eine der drei für jeden Sonntag vom Breslauer Pressedienst bereitgehaltenen Predigten unter genauester Bindung an den Wortlaut vorlese.

Es war interessant zu beobachten, daß im Lande wie im Beirat die Nichtakademiker, insbesondere die Frauen, mehr zu der ersten Auffassung neigten, die Akademiker, insbesondere, was die freie, selbstverfaßte Predigt betraf, mehr zur zweiten, also die freie, selbstgefertigte Predigt ablehnten. Es zeigte sich hier der Respekt des Wissenschaftlers vor der Fachausbildung. Ich vertrat einen mittleren Standpunkt.

Ausgehend von der Auffassung, daß der Laiendienst nur ein Notbehelf bleiben müsse, empfahl ich, ihm Formen zu geben, die in den Gemeinden immer den Wunsch nach einem theologisch durchgebildeten Geistlichen wachhielten. Diesem entscheidenden Gedanken schien mir zu entsprechen, wenn der Laie im bürgerlichen Gewande amtiere, beim Betreten von Altar und Kanzel sich größte Zurückhaltung auferlege und die Predigt vor den Altarstufen stehend verlese. Dabei forderte ich aber für ihn die Möglichkeit, die Diktion der Predigt in einzelnen Formulierungen so abzuändern, daß sie ihm selbst nicht in seinem Munde unnatürlich erschien, und sie auch in einzelnen Punkten zu kürzen.

Das Gespräch im Beirat über diesen Punkt der Tagesordnung spielte sich meist zwischen mir und Pastor Vangerow ab, den ich wegen des Ernstes, mit dem er diese Fragen behandelte, ungemein schätzen lernte. Aber auch sonst habe ich von ihm viel gelernt. Unter allgemeiner Zustimmung der anwesenden Theologen belehrte er mich, daß ich mit der Ordination zum Laienprediger Träger eines geistlichen Lehramtes, also

im kirchlichen Sinne nicht mehr Laie sei. Dem müsse Rechnung getragen werden. Der Laienprediger, deshalb besser Lektor genannt, müsse als Träger eines geistlichen Amtes der Gemeinde schon äußerlich erkennbar sein, besonders beim Spenden der Sakramente und bei Kasualien. Auf meinen Einwand, daß ich mir selbst bei all diesen Handlungen in einem schwarzen Anzug schlichter und natürlicher vorkommen werde, hielt mir Oberkonsistorialrat Schwarz ein, die Einrichtung der Laienprediger werde bei den großen Kriegsverlusten unter den Geistlichen Schlesiens und bei dem Mangel an Nachwuchs vielleicht eine Maßnahme auf Dauer, zumindest auf Jahrzehnte sein. Bei der Schwierigkeit, Kleidung zu beschaffen, gebe es in Schlesien viele, die zum Laienpredigeramt bereit, zur Beschaffung schwarzer Kleidung aber nicht in der Lage seien. Für sie sei eine von der Gemeinde zu stellende Amtstracht etwa in der Form eines schwarzen Umhangs, wie sie in manchen Gemeinden schon heute die Totengräber trügen, die geringere Verlegenheit als ein heller Straßenanzug, an dem bei dem in Schlesien verbreiteten Sinn für repräsentative Würde leicht Anstoß genommen werden könnte. In solchem eingehenden Gedankenaustausch wurden Richtlinien für eine Einrichtung gefunden, die wohl nicht mehr in die Gemeinden als eine feste Ordnung hinausgingen, da bald der Einbruch der Sowjetarmee das gesamte kirchliche Leben Schlesiens in seiner menschlichen Ordnung umwerfen sollte, die aber durch ihre Erörterung über den Kreis des Beirates hinaus den Gedanken des Laienpredigtums selbst doch schon zu einem solchen Gemeingut in der Kirche gemacht hatte, daß er mit der steigenden kirchlichen Not in der ihrer Geistlichen beraubten Mehrzahl der Gemeinden immer wirksamer und ein großer Segen für die Evangelischen Schlesiens geworden ist. Viele Laien vor und besonders nach Einbruch der Sowjetarmee haben ihren und Nachbargemeinden allsonntäglich Gottes Wort verkündigt und mit ihnen das Heilige Abendmahl gehalten und ihre Toten christlich beerdigt. Sie haben sich dabei aber immer nur als ihre Diener und als Helfer der Geistlichen gefühlt, und die Geistlichen haben ihre Hilfe gern und dankbar angenommen und sich der bewiesenen Treue gefreut. Das haben mir Geistliche und Laien oft und freudig bestätigt. Dabei ist der Ausdruck Laienprediger allmählich in Lektor gewandelt worden und dieser zu einem festen Begriff geworden. Ich selbst habe, wenn ich von dem Segen der Lektoren in den schlesischen Besatzungsgebieten las und hörte, immer eine große und freudige Dankbarkeit empfunden, daß es

mir vergönnt war, als einer der ersten den Gedanken des Laienpriestertums in Schlesien aufzunehmen und an seiner Durchführung maßgeblich mitzuarbeiten. Wie bei aller Arbeit im Reiche Gottes hat auch hier der, der sie tut, den größten Segen davon (2. Timotheus 2, 6).

Eine andere Arbeit im Beirat, die mir viel Freude machte, war die in einem besonderen Ausschuß für Fragen des kirchlichen Lebens unter Vorsitz des Oberkonsistorialrates Schwarz. Dieser hatte selbst schon ein Büchlein Geistliche Ordnung des Pfarrlebens geschrieben. Er legte es vor Herausgabe dem Ausschuß zur Prüfung vor. Ich muß sagen, ich war überrascht, in wie feste Gebets- und Meditationsstunden das Leben eines Pfarrers darin aufgeteilt war, schwieg aber wohlweislich, als ich merkte, daß mein Staunen nur der Ausdruck der Unkenntnis einer weitgehenden von Alters her bestehenden Übung des Pfarrlebens war. Je mehr ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, um so nötiger schien mir eine solche Ordnung des christlichen Lebens zu sein, wenn ich auch gestehen muß, daß ich es darin nicht sehr weit gebracht habe. Das Mitglied des Beirates Superintendent Buntzel-Brieg erwartete sogar von den Geistlichen seines Sprengels, daß sie sich täglich in den Morgenstunden eine Stunde allein zur Meditation in ihrer Kirche aufhielten. Im Winter konnte das zu einer leichten Kasteiung werden, die mir mit dem übrigen Bild des bei allem sittlichen Ernst so fröhlichen Herrn Superus nicht so recht zusammenstimmen wollte. Die Geistliche Ordnung des Pfarrlebens wurde gedruckt und nicht nur in jedes Pfarrhaus geschickt, sondern auch von manchem Laien begehrt. Sie ging aber auch an die Kirchenregierungen des übrigen Deutschlands und fand großen Beifall.

ANHANG

*Lebenslauf des Pastors Walter Wendorf in Domschau, verfaßt am
16. November 1942 in Domschau anläßlich seines Antrags
auf Übernahme in den Dienst der schlesischen Kirche
(EZA Berlin 7/14386)*

Ich bin geboren am 7. April 1902 in Stettin als Sohn des 1905 verstorbenen Kontorboten Otto Wendorf und meiner Mutter, die jetzt 68 Jahre alt ist. Ich besuchte die Volksschulen in Stettin und Görlitz bis zur Oberklasse und war stets der Klassenerste. Wegen völliger Mittellosigkeit konnte ich keine höhere Schule besuchen, obwohl ich das immer wollte, da ich mit 12 Jahren bereits das feste Ziel hatte, Pator zu werden. 1910 zogen wir nach Görlitz. Hier kam ich unter den starken Einfluß des gottbegnadeten Seelsorgers Pastor Tietze an der Lutherkirche, der 1918 meinen einzigen Bruder beerdigte, der 16jährig infolge Unterernährung und Lungentuberkulose starb. Im Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht des Pastor Tietze wurde die von meiner Mutter eingepflanzte Frömmigkeit bewußter und fröhlicher. Schweren Herzens erlernte ich nach meiner Konfirmation 1916 drei Jahre den Versicherungsfach-Beruf, um möglichst bald selbst für mich sorgen zu können, nachdem meine Mutter uns mit ihrer Hände Arbeit groß gezogen hatte. Nach Abschluß der Lehre wurde ich Versicherungsangestellter mit gutem Verdienst, war aber im tiefsten unbefriedigt. Pastor Tietze riet mir, da die Erlangung des Pastorenberufs doch aussichtslos schien, ich sollte Diakon werden. Ich entschloß mich, meinen Broterwerb aufzugeben und ging mit frohen Erwartungen in das Rauhe Haus Horn bei Hamburg. Damals war bereits die Zeit des organisierten roten Freidenkertums. Zusammen mit dem damaligen Stadtmissionsvorsteher Pastor Helmut Schreiner gingen wir werdende Diakone zu den öffentlichen Auseinandersetzungsabenden und durften nach einem Jahr auch auf den Gottlosenabenden sprechen. Hier habe ich für meinen späteren Dienst und die Auseinandersetzung mit dem alten Freidenkertum in der Systemzeit und im Dritten Reich viel gelernt. Im Rauhen Haus war ich von 1921 bis 1923. Es war für mich eine Zeit, an die ich besonders gern denke: viel Unterricht durch überzeugte Pastoren und viel Gelegenheit zum Dienst an der schwer erziehbaren Jugend.

Im Rauhen Haus hörte ich von der Möglichkeit der Ausbildung für den Pfarrdienst an den evangelischen Deutschen in Nordamerika.

21jährig entschloß ich mich, noch einmal von vorn anzufangen und ging auf das Proseminar nach Breklum bei Husum. Dort habe ich drei Jahre die Elementarvoraussetzungen für das Theologiestudium studiert: Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Literatur, Mathematik, Kirchengeschichte. 1926 machte ich die Abschlußprüfung mit fast gut und erhielt die Erlaubnis zum Studium der Theologie. Mein Ziel nahm ich immer fester ins Auge. Es war manchmal finanziell fast aussichtslos, weiter zu studieren. Vom Seminar aber erhielt ich bald nach Beginn des Studiums in Kropp bei Schleswig (1926) Stipendien aufgrund von Fleißexamen. Auch halfen in großer Treue Superintendent Anderson, später Superintendent Bornkamm sowie Landgerichtspräsident Heller in Görlitz durch Beihilfen.

Während meiner Studienzeit bereits erhielt ich in den Semesterferien durch den Kirchenpräsidenten Wehrenpfennig die *licentia concionandi*, um von 1927 an regelmäßig in den Diasporagemeinden Friedland/Isergebirge, Heinersdorf/Tafelfichte und Haindorf/Isergebirge Gottesdienste und Amtshandlungen zu halten. Oktober 1929 machte ich meine theologische Abschlußprüfung in Kropp mit fast gut. Ich war nun glücklich, an dem seit meiner Kindheit erstrebten Ziel zu sein. Meine Überreise nach Amerika zog sich lange hinaus, da ich keine Mittel hatte und die Kirche drüben erst die Mittel aufbringen sollte. Inzwischen ergaben sich zu meiner großen Freude in meiner deutschen Heimat Möglichkeiten, die ich anfangs nicht zu erhoffen gewagt hatte. Nachdem ich auf Antrag von der United Lutheran Church freigegeben worden war, verlief mein weiterer Weg wie folgt:

Oktober 1929 bis Februar 1930 zunächst vikarische Verwendung in Görlitz auf Anweisung von Herrn Superintendent Bornkamm. Vom Februar 1930 ab verfügte das Konsistorium in Breslau meine vikarische Verwendung in Hermsdorf Kreis Waldenburg, wo ich Herrn Superintendent Rodatz zugeteilt wurde und bis Juli 1931 Dienst tat. Hier in Hermsdorf verheiratete ich mich mit Hildegard geb. Birnbrauer aus Friedland/Isergebirge im November 1930. Unserer Ehe sind drei Kinder geschenkt: Günter, geb. Sept 1931; Käte, geb. Februar 1934 und Siegfried, geb. November 1935.

Weil es seinerzeit innerhalb der Evangelischen Kirche der altpreussischen Union keine Möglichkeit gab, Nichtakademikern den Weg ins geordnete Pfarramt zu öffnen, rief mich auf meine Bitte hin und unter Befürwortung des damaligen Pastor Rodatz der Landesbischof Rend-

torff nach Mecklenburg. Herr Landesbischof Rendtorff kannte aus seiner Professorenzeit in Kiel her die Leistungen der Breklum-Kropper Anstalten und wußte, daß dort gründlich und gewissenhaft gearbeitet wurde.

In Mecklenburg wurde ich zunächst am 15. Juli 1931 durch Vertrag als Hilfsprediger angestellt und am 19. Juli 1931 in meiner ersten Gemeinde in Basse Kreis Malchin kirchenordnungsmäßig ordiniert. Am 1. Januar 1934 wurde ich in den Kirchendienst der Mecklenburgischen Landeskirche – mit der Amtsbezeichnung Pastor und mit dem Gehalt eines Hilfspredigers – übernommen. Mit Wirkung vom 1. März 1934 erhielt ich das volle Gehalt eines Pastors der Mecklenburgischen Landeskirche.

Im März 1934 wurde ich durch den Mecklenburgischen Oberkirchenrat in die 1. Pfarrstelle Boizenburg/Elbe berufen und am 1. Februar 1937 in die durch den Tod erledigte 1. Pfarrstelle an St. Petri in Seestadt Rostock, die ich bis 30. September 1942 innehatte.

Seit November 1933 bin ich Angehöriger des SA der NSDAP. Im Jahre 1934 trat ich den Deutschen Christen bei, weil ich glaubte, hier an der volksmissionarischen christlichen theologischen Neubesinnung mitarbeiten zu können. 1939 sah ich mich aus Gewissensgründen veranlaßt, auszutreten; seitdem gehöre ich keiner kirchenpolitischen Gruppe an. Im August 1940 wurde ich im Nebenamt Gefängnisgeistlicher am Untersuchungs- und Gerichtsgefängnis in Rostock. Hier mußte ich mich nun, nachdem im April 1942 mein bisheriges Arbeitsfeld durch die Bombenkatastrophe zerstört worden war, schweren Herzens aus einer großen Arbeit und aus viel Vertrauen lösen.